

3

ARMEERUNDSCHAU · SOLDATENMAGAZIN * 1,- M * 1974

76



26





24





10

INHALT







60

80



90

48







Dauernd schreiben Sie über die Gefechtsbereitschaft. Warum nicht mehr über Frieden und Entspannung?

Gudrun Ruttmeiner

Als Brigadeleiter möchte ich gern zusammen mit den Kollegen essen gehen. Aber da gibt es Schwierigkeiten.

Fähnrich Jürgen Brandt

Tue ich das eine ohne das andere zu sehen? Ich meine: Nein.
Natürlich macht mich die sich abzeichnende Wende zur Entspannung ebenso froh wie Sie. Und jedem von uns, die Soldaten nicht ausgenommen, behagt das Klima friedlicher Koexistenz zwischen Staaten unterschiedlicher Gesellschaftsordnung. Weil es letztlich allen gut bekommt. Eben deswegen hat es der Sozialismus seit Lenin zielgerade angestrebt, und durch harten Klassenkampf in eben dieser Richtung verändert. Dazu wurde an dieser Stelle und an anderen des Soldatenmagazins mehr als einmal geschrieben. Recht haben Sie allerdings insofern, als wir es immer zusammenhängend mit der Gefechtsbereitschaft gesehen haben und sehen.
Aus gutem Grund.
Wir Kommunisten sind keine Phantasten. Folglich bauen wir nicht auf allgemeine Friedensappelle, sondern auf Aktionen zur Eindämmung und Beseitigung der Kriegsgefahr. Friedensliebe und Verteidigungsbereitschaft sind bei uns miteinander verschmolzen. Und ganz genau diese Politik war es, die uns das gebracht hat, worüber Sie sich und wir alle uns freuen. Aber es ist nicht die Freude über ein unerwartetes Geschenk, die uns bewegt, sondern berechtigter Stolz auf das durch eigene Leistung Erreichte. So können wir zum 18. Jahrestag der Nationalen Volksarmee sagen, daß die Soldaten des Sozialismus entscheidenden Anteil daran haben – weil sie stets gefechtsbereit waren, ihren Dienst als Klassenauftrag verstanden haben und den Feind immer sicher im Visier hatten. Welchen Grund sollte es geben, diesem so bewährten, erfolgreichen Prinzip auf einmal nicht mehr zu folgen?
Aus den (imperialistischen) Falken sind keine Friedenstauben geworden. Trotz lächelnder Gesichter auf diplomatischem Parkett gibt es noch wie vor erbitterten Klassenkampf, setzen unsere Feinde weiter auf die Ausrottung des Sozialismus, haben sie Krieg und Kriegsvorbereitung nicht in der Schublade „Bewältigte Vergangenheit" abgelegt. Siehe die forcierte Rüstung in den USA, in der NATO, in der BRD! Siehe Nahost und Chile! Nein, liebe Gudrun, Frieden und Entspannung brauchen sicheren militärischen Schutz. Mit hoher Kampfkraft und erhöhter Gefechtsbereitschaft. Ohnedem würden wir leichtfertig verspielen, was wir in langem und auch opferreichen Kampf gewonnen haben. Deswegen wird die Gefechtsbereitschaft heute gewiß nicht das letzte Mal ein Thema dieser Rubrik gewesen sein.



✲

Die sind folgender Art wie ich Ihrem Brief entnehme: Sie, als der einzige „Militär" im Kollektiv, sind noch der Essenzeitregelung um 12.30 Uhr dran, während Ihre Brigademitglieder Zivilbeschäftigte sind und bereits um 12.00 Uhr essen gehen. Zu dieser Zeit aber ist der Speisesaal noch relativ leer, so daß es vom Platzangebot her keine Frage wäre, sich gemeinsam an den Mittagstisch zu setzen und hinterher noch eine Tasse Kaffee zusammen zu trinken. Nur: Ihr Kommandeur besteht darauf, daß die festgelegten Zeiten eingeholten werden.
Sicher, und das schreiben Sie auch, beweist ein Kollektiv seine Kollektivität nicht zuallererst am gemeinsamen Schnitzelessen. Jedoch scheint es mir **eine** Möglichkeit, zusammen zu sein und auch beim Tischgespräch Gedanken auszutauschen. Schließlich schließt ja der Wettbewerb „Soldatenauftrag XXV", in dessen Rahmen Ihre Brigade anspruchsvolle Aufgaben übernommen hat und um die Auszeichnung als „Kollektiv der sozialistischen Arbeit" kämpft, mehr ein als nur hohe Leistungen bei der Kfz.-Instandsetzung. Gemeinsame geistig-kulturelle Erlebnisse gehören dazu und nicht zuletzt das Sich-menschlich-Näherkommen, der breite Meinungs- und Gedankenaustausch über alles, was das Kollektiv und seine Mitglieder bewegt. Und warum sollte das nicht auch beim gemeinsamen Mittagessen möglich sein? Das sollte sich Ihr Kommandeur noch einmal überlegen.

Ihr Oberst

Karl Heinz Freitag

Chefredakteur





Testpiloten mehrerer Generationen trugen entscheidend zum Weltruf der sowjetischen Kampfflugzeuge bei. Die Namen Kokkinaki, Mosolow, Ostapenko und Ahmed Chan Sultan (Foto) seien stellvertretend für alle anderen genannt. Ihrer Arbeit ist es mit zu verdanken, daß vietnamesische Flieger den US-Assen das Gruseln lehrten, daß arabische Piloten den Israelis die Suppe versalzten. Die sowjetischen Testflieger stellten auf Serienmaschinen über 60 Weltrekorde auf. Damit haben die Kampfflugzeuge aus der UdSSR schon vor ihrem Truppendienst

Rekorde im Himmels-Paß



Rendezvous mit Regina

WORLD POPSONG FESTIVAL November 1973 in Tokio: Regina Thoss aus der DDR läßt die Fachleute und das Publikum aufhorchen, ihr Titel wird ein internationaler Erfolg. Kurz nach der Rückkehr aus dem fernen Kontinent hat AR-Mitarbeiterin Helga Heine ein

Als der Briefkasten fast platzte und alles, was er nicht mehr fassen konnte, bei Nachbars landete, kam Regina wieder nach Hause. Dem Postberg nach scheint sie monatelang unterwegs gewesen zu sein. Doch dagegen würde Sohn Bert protestieren. Genug, daß er Mutti immer mal kurze Zeit entbehren muß. Zum Trost bekommt er heute auch was „ganz Tolles" aus dem Reisekoffer: eine japanische Pistole, die bunte Funken sprüht. Also Licht aus. Da wirkt's besonders. Wiedersehensfreude vermischt sich mit farbigem Feuerwerk. Salut für Muttis Erfolg beim WORLD POPSONG FESTIVAL in Tokio!

Regina, noch etwas reisemüde, greift zum Telefon, weiß, wir haben zwei Wochen gewartet und Daumen gedrückt. Als ich ihre altbekannte, unverkennbare Stimme höre, überstürzen sich Fragen, Antworten, Glückwünsche... Später, vertröstet sie, erzähle ich alles ausführlich. Hier liegen schon wieder massenhaft neue Termine und so viel Post...! Doch bei solch verlockenden Stichworten hilft nur ein „Sturmangriff": Regina! Vor sieben Jahren hörten die AR-Leser zum letztenmal von dir. Weißt du noch: Dein Sieg beim Schlagerfestival 1966 in Rostock! Zwischen Schminktisch und Bühne feierten wir die erfolgreiche „Nacht am Meer" und unser erstes Interview. Inzwischen ist allerhand geschehen bei dir. Wir sollten das mal wieder aufschreiben! — Fürs SOLDATENMAGAZIN? — Regina wird munter: Dafür muß Zeit sein! Bei dieser spontanen Zusage spielt ein Stück guter Erinnerung an ihr Jahr beim Erich-Weinert-Ensemble und den 1. Platz zur Parade des Soldatenliedes mit. „Liebt er mich?", hieß damals der Siegertitel. Reginas alte Liebe zur NVA kennt kein Fragezeichen.

Auf dem Weg zum Treffpunkt überdenke ich noch einmal alle Ereignisse. Wann, wie oft und wofür konnte ich Regina seit unserem Kennenlernen, das bei ihren ersten Erfolgen begann, schon gratulieren? Da war die lustige Geschichte, als sie 1970 vom Schlagerfestival aus Brasov zurückkam: Ihren Triumph verdankte sie nicht zuletzt dem Titel „Rom-Ta-Rom", aus dessen Text die Rumänen vornehmlich TAROM heraushörten und eine Art Loblied auf ihre Fluggesellschaft vermuteten. Ihre Vertreter waren deshalb auf allen Veranstaltungen zahlreich zugegen und klatschten sich die Finger wund.

Ein Jahr später gewann Regina beim Liederfestival in Sopot den Preis des Komponistenverbandes, kam im Frühjahr '72 erfolgreich von einer 14tägigen Solo-Kubatournee zurück, holte sich darauf den PREIS DER JURY beim GOLDENEN ORPHEUS in Bulgarien und den INTERPRETENPREIS der GOLDENEN LYRA in Bratislava.

Für die Entwicklung eines eigenen Profils auf dem Gebiet unserer Unterhaltung wurde Regina Thoss im Mai 1973 mit dem Kunstpreis der DDR geehrt, war Mitglied der Kulturdelegation beim Zentralrat der FDJ und bekam für ihren unermüdlichen Einsatz zu den X. Weltfestspielen den Kunstpreis der FDJ. Regina vertrat die DDR beim Deutsch-Sowjetischen Jugendfestival in Leningrad; und endlich kommt der Augenblick, ihr für das erfolgreiche Abschneiden beim Festival in Tokio die Hände zu schütteln.

Sie strahlt! Vergessen sind Reisefieber und Klimawechsel, Nervenanspannung der Ausscheide vor täglich 13000 Zuschauern. Geblieben sind unvergeßliche Eindrücke eines großen Erlebnisses. Mit dem „Lied vom Wiedersehen" gewann sie

bei höchster Punktzahl die Zwischenauswertung und erreichte im begehrten Finale einen führenden Platz. Darin kamen von 900 eingesandten Titeln 20 zur Aufführung. Namhafte internationale Konkurrentinnen wurden von ihr überrundet. Nicht spielend, wie sie zugibt. Ein Dank der guten Dolmetscherin! Die Mühe, den Refrain in japanisch zu lernen und zu singen, „kam groß an!" Ergebnis: Der DDR-Beitrag wurde als erster Titel des Weltfestivals zur Produktion international angekauft, die Japaner senden als Gegengabe einen ihrer populärsten Titel, den Regina bei uns produzieren soll.

Auf ihrer ersten Porträt-Langspielplatte im Frühjahr dieses Jahres wird er natürlich noch nicht erklingen. Da gibt's ein Wiederhören mit bekannten „Thoss-Schlagern", gemischt mit einigen Neukompositionen. Wir lassen uns überraschen.

Enttäuscht hat Regina, im Weltmaßstab der japanischen Musik-Olympiade ein weiteres Stück gereift, noch nie!

Noch klingen Erinnerungen nach an Begegnungen im Gastgeberland: Die höfliche Unaufdringlichkeit des Publikums, das zugleich höchste musikalische Qualitäten von den Interpreten und ihren Titeln erwartet; der japanische Background-Chor, der mit gekonnter Selbstverständlichkeit Sänger aus aller Welt in ihrer jeweiligen Landessprache begleitete; die starke musikalische Substanz des gewaltigen Orchesters!

Stundenlang könnte man ihr zuhören. Und landet dabei wieder in der Gegenwart. Es warten Proben und Aufzeichnungen für neue Fernsehsendungen und Tourneen. Regina hat alles „auf Lager", vom großen Festival-Sound bis zum schlichten Volkslied, zu dem sie sich selbst mit der Gitarre begleitet: „Es waren zwei Königskinder..."

Daß Vertreter von Kulturdelegationen der Türkei und Ägyptens in Tokio Gelegenheit ergriffen, die begabte DDR-Sängerin zu ihren Festivals einzuladen, verwundert nicht. Regina ist in des Wortes bester Bedeutung ein „Star" geworden. Aber sie ist heute noch so natürlich und unkompliziert wie vor zehn Jahren, als sie mit „Herzklopfen kostenlos" begann. Und freimütig bekennt sie, daß das Herzklopfen und Lampenfieber nicht kleiner geworden sind. Wie jeder echte Künstler freut sie sich über die ständig wachsende Zahl ihres Publikums. Aber sie liebt die stillen Stunden des Alleinseins und Sichfindens nicht minder. Und gerade der Weg von Regina Thoss — nicht frei von gelegentlichen Unterbrechungen — zeigt, wie notwendig oft eine kleine schöpferische Pause ist. Also gönne ich dir für heute etwas Ruhe, liebe Regina. Nach deiner langen Erzählung ist sie wirklich verdient! Diesmal, glaube ich, wird's ohnehin kein Abschied auf lange Zeit. Wenn du in diesem Tempo weitermachst, gibt's bestimmt bald Grund zum Wiedersehen und Gratulieren!







BILDKUNST 1974

Blagowolin (UdSSR) „U-Boot-Matrosen", Farblinolschnitt

*Diese Grafik hat ein eindeutiges, wirklich unverwechselbares militantes Thema und ist gleichzeitig von einer friedlichen Stimmung, die Empfindsame zum Träumen anregen könnte.
Aber da sind noch die Matrosen, die denkenden, ausgebildeten, tatbereiten. Mich hat eine Grafik selten so tief berührt. Aber was sehen wir denn alles auf diesem farbigen Linolschnitt? Wir nehmen eine Stadt wahr, Wohnhäuser, Verwaltung, Lichtmasten, Fischkutter, Steilhang. Meerwasser plätschert gelangweilt an den Strand und hinterläßt eine lustige Wellenlinie. Im Hafen liegt vertäut ein U-Boot. Durchsichtiges Wasser gewährt einen Blick an das Unterteil des Bootes. Leinen spiegeln sich im kräuselnden Wasser. In paralleler Staffelung bedecken Wolken den transparenten Himmel. Auf der Pier stehen Posten auf Wache. Es geschieht nichts Beunruhigendes auf diesem Bild. Es ist aber kein verträumtes Bild, auch dann nicht, wenn man sich die Matrosen wegdenkt. Es wird vielmehr eine friedliche Aufgeschlossenheit geweckt durch die kunstvollen Formen der Dinge, die von der Realität so weit entfernt sind, daß man wieder bewußt den Vergleich mit ihr sucht.
Natürlich sieht das An- und Abrollen der Wellen in Wirklichkeit nicht so dekorativ aus. Aber es macht Vergnügen, diesen Vorgang so eigenwillig wiedergegeben zu sehen. Auch das Boot sieht in natura gewaltiger, respekteinflößender und schnittiger aus als dieses hier auf der Grafik. Aber die beruhigende rundliche Form erzeugt Interesse und Sympathie. Solche Wolken habe ich noch nie gesehen. Aber die Parallelität schafft eine friedliche Stimmung.
Und in diesem Geist verstehen wir auch die Matrosen. Ihr Dienst am Vaterland ist Bestandteil des Lebens der Sowjetmenschen, ist also auch ganz normaler Bestandteil unseres Lebens in der DDR. Das sind Friedenskräfte in einem friedliebenden Land. „Ein Gewehr ist da eine gute Sache, wo es für eine gute Sache da ist", heißt es in einem Sprichwort.
Gibt es Kunstwerke, die uns zum unversöhnlichen Haß aufrufen gegen den Klassenfeind, so gibt es auch Kunstwerke, die in uns das Gefühl der Überlegenheit wach halten, eine Überlegenheit aus tiefer Überzeugung von der historischen Mission der Arbeiterklasse, von der bestimmenden Kraft der sozialistischen Staatengemeinschaft und ihrer Verteidigungskraft.
Zu den ungezählten künstlerischen Darstellungsmöglichkeiten des Friedenswillens der sozialistischen Staatengemeinschaft bei gleichzeitiger Wachsamkeit gegenüber den Feinden zählt auch unsere Grafik. Sie befördert moralische Kräfte.*

Günter Meier
Diplom-Kunsthistoriker

Aufforderung zur Musterung

Obwohl schon Jahrgang 1919, erhielt Herbert Ohl aus Potsdam im vergangenen Jahr noch eine Aufforderung zur Musterung. Das Musterungsgespräch wurde am 29. November 1973 im Gebäude des dortigen Wehrbezirkskommandos der Nationalen Volksarmee geführt. Der Musterungskommission gehörten an: Dietlinde Prange, Uwe Krüger und Frank Gutschmidt, Lehrlinge aus dem VEB IFA Getriebewerke Brandenburg, sowie Unteroffizier Dietmar Hahn aus einer in Potsdam stationierten NVA-Einheit. Nachdem der gelernte Konditor mit dem akademischen Grad eines Diplom-Militärwissenschaftlers und frühere Artillerie-Kommandeur Herbert Ohl über zwei Stunden lang alle Fragen zu ihrer Zufriedenheit beantwortet hatte, eröffnete ihm die Kommission:

**Gemustert
als Chef des Wehrbezirkskommandos**

● ***Woher kommt eigentlich der Begriff „Musterung?"***

Das Wort taucht zum ersten Mal in alten Dokumenten aus dem Nürnberg des 15. Jahrhunderts auf. Es stammt vom lateinischen monstrare ab, was so viel wie zeigen oder weisen bedeutet. Hatte damals ein Kriegsherr Soldaten zu werben, so wurden Plätze bestimmt, wo die Geworbenen von dem „Musterherrn" besichtigt und vom „Musterschreiber" in die „Musterzedel" eingetragen wurden.

schule stets am 1. September eröffnet wird. Und wenn Sie erkranken, dann müssen Sie natürlich erst wieder völlig gesund werden. Schließlich ist für den genauen Einberufungstermin entscheidend, wann Sie in Ihrem künftigen Truppenteil gebraucht werden.

● ***Was gibt denn den Ausschlag, ob einer zu den mot. Schützen, zu den Panzern oder zur Marine kommt?***







● ***Dann ist also auch unsere Musterung so eine Art Besichtigung?***

In gewissem Sinne schon. Es werden hierbei jeweils die erfaßten Wehrpflichtigen eines Jahrgangs überprüft. Und zwar daraufhin, ob und inwieweit sie geeignet sind, entsprechend den Anforderungen der NVA ihren Wehrdienst bei dieser oder jener Waffengattung zu leisten.

● ***Und welcher Jahrgang ist jetzt dran?***

Der von 1956.

● ***Wann ist die Musterung?***

Im März und April.

● ***Dann bin ich ja jetzt auch gefragt. Können Sie mir sagen, wann ich da einberufen werde?***

Das kann noch 1974, aber auch erst 1975 geschehen.

● ***Wovon hängt das ab?***

Von verschiedenen Faktoren. Zunächst einmal muß natürlich die Lehre oder die Erweiterte Oberschule abgeschlossen sein. Wenn Sie Offizier werden wollen, muß berücksichtigt werden, daß das Lehrjahr an der Offiziershoch-

Zunächst einmal gehen wir von dem Bedarf aus, den die Truppe für diese oder jene Waffengattung hat. Das ist sozusagen die Ausgangsgröße. Und da die Landstreitkräfte notwendigerweise zahlenmäßig weit stärker sind als etwa die Volksmarine, können wir eben entsprechend weniger Matrosen mustern. Denn es geht ja darum, im Interesse einer ständig hohen Gefechtsbereitschaft alle Truppenteile und Einheiten kontinuierlich mit geeigneten jungen Soldaten aufzufüllen.

● ***Und die Eignung: Wovon hängt sie ab?***

Beispielsweise vom Gesundheitszustand und der körperlichen Verfassung...

● ***Auch von der Größe?***

Natürlich.

● ***Liliputaner können dann wohl nicht Soldaten werden?***

Nein. Die Mindestgröße ist 1,56 m.

● ***Welche Rolle spielen denn nun Schulbildung und Beruf?***

Ein Vorteil der allgemeinen Wehrpflicht besteht ja gerade darin, daß wir die hochspezialisierten Waffengattungen und Dienste der NVA von den schulischen und beruflichen Voraussetzungen her weitgehend qualifikationsgerecht besetzen können. Folglich werden für die Nachrichtentruppe vor allem diejenigen gemustert, die aus elektrotechnischen oder elektronischen Berufen kommen bzw. unmittelbar aus dem Nachrichtenwesen. Ich kann es auch andersrum sagen: Wer nur mit Müh und Not die 10. Klasse geschafft hat oder gar aus der 8. entlassen wurde, braucht sich natürlich kaum Hoffnungen zu machen, bei den Raketentruppen eingesetzt zu werden.

● ***Kann man bei der Musterung sagen: ‚Ich möchte gern zu dieser oder jener Waffengattung'?***

Selbstverständlich können Sie das. Ob sich Ihr Wunsch allerdings erfüllen läßt, hängt von den eben diskutierten Faktoren ab. Wie ich weiß, lernen Sie im IFA-Getriebewerk in Brandenburg. Wenn Sie also in eine Instandsetzungseinheit oder zum Kfz.-Wesen wollen, so haben Sie mit diesem Beruf sicher größere Chancen als vergleichsweise ein Gärtner.

● ***Muß der nun zu den mot. Schützen, weil da — wie man so sagt — alle hinkommen, die für was anderes nicht geeignet sind?***

Ich glaube, da muß man etwas richtigstellen. Die mot. Schützen sind weder die Infanteristen von früher noch die „Sandlatscher". Auch sind sie nicht die „Mucker", als die sie mitunter bezeichnet werden. Die Genossen der Redaktion sagten mir, daß im gleichen Heft, in dem dieses Leserinterview erscheint, ein militärtechnischer Bildbericht aus der Sowjetarmee über den BMP veröffentlicht wird. Sehen Sie sich dieses neue, hochmoderne und in der Welt einzig dastehende Gefechtsfahrzeug an! Da haben Sie den mot. Schützen von heute — Soldaten, die mit modernsten Waffen kämpfen. In einem mot. Schützen-Truppenteil gibt es heutzutage eigentlich alles außer Flugzeugen und Schiffen. Es gibt also überhaupt keinen Grund, eingeschnappt oder böse zu sein, wenn man als mot. Schütze gemustert wurde. Ganz im Gegenteil.

● ***Wer gehört denn so alles zur Musterungskomission?***

Den Vorsitz führt der Leiter des Wehrkreiskommandos bzw. sein Stellvertreter. Der leitende Arzt gehört dazu. Außerdem helfen Vertreter gesellschaftlicher und staatlicher Organe sowie Beauftragte von Betrieben und anderen Institutionen mit, bei jedem Wehrpflichtigen die richtige Entscheidung zu treffen.

● ***Wenn aber einer nicht damit einverstanden ist?***

Dann kann er sich beschweren, beispielsweise auch bei mir — dem Chef des Wehrbezirkskommandos. Ich berate mich dann mit meinen Mitarbeitern oder den Ärzten, wenn es um medizinische Fragen geht, sowie mit Vertretern der Staatsorgane. Die danach getroffene Entscheidung ist endgültig. Damit ist das Wehrbezirkskommando in Musterungsfragen gewissermaßen die letzte Instanz.

● ***Kommt es oft dazu?***

Sehr selten. Meistens lassen sich alle Fragen bereits während des Musterungsgesprächs zur beiderseitigen Zufriedenheit, wie es so schön heißt, klären.

● ***Haben Sie es hin und wieder auch mit einem modernen Felix Krull zu tun?***

Nein, wirklich nicht. Sicher eilt nicht jeder mit fliegenden Fahnen zur Fahne. Jedoch, von Jahrgang zu Jahrgang spürt man, daß die Bereitschaft der jungen Männer, ihren Ehrendienst in der Nationalen Volksarmee anzutreten, größer wird. Mehr und mehr sehen darin auch nicht nur eine Pflicht, sondern ein in der Verfassung verankertes Recht. Das, meine ich, spricht für das höhere sozialistische Bewußtsein unserer Jugend.

● ***Kriegt man bei der Musterung auch noch ein paar Tips, wie man sich auf den Wehrdienst vorbereiten kann?***

Wer damit erst nach der Musterung anfangen will, ist schon ziemlich in Zeitverzug. Aber wir geben natürlich auch während des Musterungsgesprächs noch Ratschläge. So verweisen wir auf die Möglichkeit und Notwendigkeit, die in der GST erworbenen Grundkenntnisse in der vormilitärischen Laufbahnausbildung zu vervollständigen. Und manchem muß man ein bißchen ins Gewissen reden, seinen Bauchspeck abzutrainieren. Auf jeden Fall versucht die Musterungskommission, jede Frage zu beantworten.

● ***Kann man sich den Dienstort aussuchen?***

Um es klar zu sagen: Das ist für Soldaten im Grundwehrdienst nicht möglich. Für Längerdienende wird eine günstige Lösung gesucht. Besonders bei Berufsunteroffizieren wird der Wunsch weitestgehend berücksichtigt.

● ***Und wie ist das, wenn man Offizier werden will?***

Für Offiziere gibt es insgesamt 26 Ausbildungsrichtungen. Da gibt es manchmal die Qual der Wahl. Die Offiziere der Wehrkreiskommandos stehen den jungen Offiziersbewerbern zur Seite und helfen ihnen, die sie interessierende und ihren Fähigkeiten entsprechende Laufbahn auszusuchen. Der genaue Einsatzort wird natürlich nicht vom Wehrkreiskommando festgelegt. Zunächst studieren ja die Genossen drei oder vier Jahre an der Offiziershochschule; von dort aus wird entschieden, in welchen Truppenteil sie gehen. Nach Möglichkeit werden dabei die persönlichen Wünsche nach dem Dienstort berücksichtigt, aber immer geht das auch nicht.

● ***Sprechen Sie auch mal mit den Mädchen, deren Freunde Offizier werden wollen?***

Wenn es irgend geht, ja. Dazu muß man allerdings wissen, wo solch eine Bindung besteht. Wissen wir das, dann laden wir sie auch zusammen mit ihrem Freund oder Verlobten ein. Mir scheint das sehr wichtig. Denn gerade, wer sich für einen militärischen Beruf entscheidet, muß einen Partner an seiner Seite wissen, der seine Berufswahl voll unterstützt und auch das nötige Verständnis für mögliche Belastungsproben hat, die sich daraus ergeben können.

● ***Kommen die Mädchen da auch?***

Es kommen schon eine ganze Menge. Aber ich wünschte mir, es wären noch mehr.

● ***Warum soll man sich schon in der 9. Klasse für einen militärischen Beruf bewerben?***

Ganz einfach deswegen, weil es allgemein üblich ist, sich in der 9. Klasse für einen Beruf zu entscheiden.

● ***Da war doch noch keine Musterung!***

Das nicht. Deswegen werden die Offiziersbewerber auch vor der Bestätigung medizinisch untersucht. Zudem werden im Gespräch mit ihnen und den Eltern alle auftretenden Fragen beraten und geklärt. Schließlich wollen wir ja gerade vermeiden, daß sich jemand Hoffnungen macht, Offizier zu werden, der sich aus gesundheitlichen oder anderen Gründen vielleicht gar nicht dafür eignet.

● ***Von der 9. Klasse bis zum Studium an der Offiziershochschule ist dann aber noch viel Zeit?***

Und eben die gilt es zu nutzen. In allen Kreisen gibt es Kollektive junger Offiziersbewerber, in denen sich die Offiziere von morgen schon auf ihren späteren Beruf vorbereiten können. Klar, daß die Nationale Volksarmee ihnen dabei hilft. So fahren wir mit ihnen an ihre künftige Ausbildungsstätte, ins Armeemuseum und auch in die Truppe. Wir unterstützen sie beim Erwerb entsprechender beruflicher Vorkenntnisse, z. B. in der Facharbeiterausbildung mit Abitur. Und schließlich sichern wir, daß sie in der GST an der erforderlichen Laufbahnausbildung teilnehmen können.

● ***Ich habe da neulich etwas von Fähnrichen gehört...***

Das Dienstverhältnis Fähnrich wurde mit dem 1. Dezember 1973 eingeführt. Fähnriche dienen mindestens 25 Jahre und übernehmen Funktionen, die im zivilen Bereich denen von Fachschulabsolventen entsprechen.

● ***Was gibt es denn eigentlich so für Dienstverhältnisse?***

Zunächst den Soldaten im Grundwehrdienst. Er dient 18 Monate. Dann kennen wir den Soldaten auf Zeit mit dreijähriger Dienstzeit; das sind die Matrosen der Volksmarine und die Fallschirmjäger. Unteroffiziere auf Zeit bleiben mindestens 3 Jahre in der Armee und sind beispielsweise als Gruppenführer, Panzerkommandant, Flugzeugwart, Geschützführer, Panzerfahrer, Truppführer und ähnliches tätig. Die Berufsunteroffiziere, in etwa mit den Meistern in der volkseigenen Industrie vergleichbar, verpflichten sich für wenigstens zehn Jahre. Der Berufsoffizier schließlich wird als junger Leutnant in der Regel als Zugführer eingesetzt. Nachdem er sich in der Truppenpraxis bewährt und später eine Militärakademie besucht hat, kann er zum Beispiel Bataillons- und Regimentskommandeur werden, im Stab eine verantwortliche Aufgabe übernehmen oder noch höhere Dienststellungen erreichen.

● ***Wo kann ich mehr über militärische Berufe erfahren?***

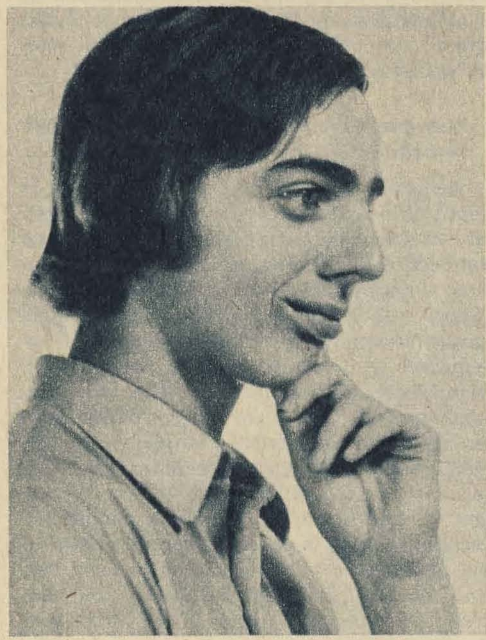
Zunächst einmal können Sie sich an den für die Berufsberatung zuständigen Lehrer der Schule wenden. Auskünfte erteilen auch die in mehr als 20 größeren Städten befindlichen Zentren für Berufsberatung. Und natürlich ist es völlig klar, daß Sie sich auch in unseren Wehrkreiskommandos umfassend informieren können.

● ***Gibt es da Sprechzeiten?***

Ja. Und zwar dienstags von 9 bis 18 Uhr und jeden Freitag von 9 bis 14 Uhr.

Die „Musterungskommission": Dietlinde Prange, Uwe Krüger (unten), Frank Gutschmidt und Unteroffizier Dietmar Hahn





● ***Also kann man auch kommen, wenn man nicht dazu aufgefordert wurde?***

Selbstverständlich. Und das nicht nur vor dem Wehrdienst, auch als Reservist. Manchmal geschieht es, daß die Bestimmungen der Förderungsverordnung nicht ganz korrekt beachtet werden. Wenn also der Unteroffizier in unserer Mitte nach seiner Entlassung Sorgen damit hat, kann er sich an uns wenden. Wir werden ihm helfen, zu seinem Recht zu kommen.

● ***Man kann also zum Wehrkreiskommando gehen. Und wann muß man's?***

Beispielsweise wenn es meldepflichtige Veränderungen gibt. Nehmen wir an, Sie nehmen ein Studium auf und teilen es nicht mit. So kann es passieren, daß Sie den Einberufungsbefehl zum Reservistenwehrdienst kriegen. Was nun? Da gibt es dann nur Ärger auf beiden Seiten. All das und manches andere läßt sich vermeiden, wenn jeder seiner Meldepflicht nachkommt.

● ***Eine Frage zum Studium: Wird man da vorher eingezogen oder nachher?***

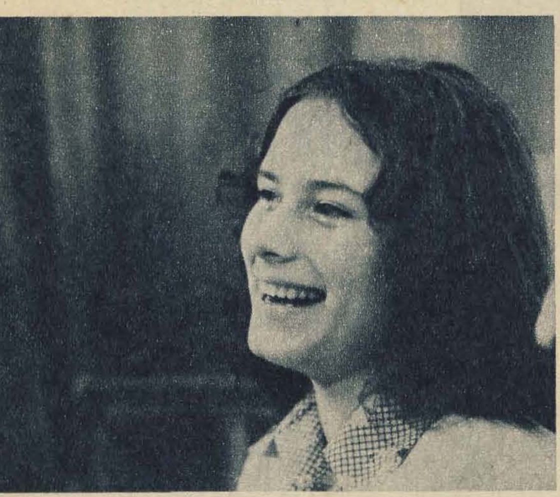
Es ist günstiger für alle Seiten, für den jungen Mann ebenso wie für die Volkswirtschaft und die Armee, wenn der Wehrdienst vor dem Studium liegt. Deshalb wurden entsprechende staatliche Festlegungen getroffen, die das ermöglichen. Der Wehrpflichtige ist dann noch jünger und den Anforderungen des militärischen Dienstes besser gewachsen. Außerdem gewinnt er während seines Wehrdienstes viel an menschlicher Reife und Erfahrung. Nach dem Studium kann er zudem gleich voll in die praktische Arbeit einsteigen.

● ***Ich kenne einen Unteroffizier, der beklagte sich, daß man ihm auf dem Wehrkreiskommando allerhand versprochen hat, was sich in der Praxis nicht halten ließ.***

Na, ich möchte annehmen, daß er nicht von einem Wehrkreiskommando meines Bereiches gemustert wurde. Denn ich kann sagen, daß unsere Offiziere hier im Hause und auch in den Kreisen das Truppenleben aus eigener Erfahrung gut kennen und ständigen Kontakt zur Truppe haben. Folglich könnte es wohl nur so sein, daß der Genosse etwas in den falschen Hals gekriegt hat.

● *Was zum Beispiel?*

Eine Festlegung in den Dienstvorschriften möglicherweise. Nehmen wir den Ausgang. Es heißt ja in der DV 10/14 nicht, daß Unteroffiziere täglich bis zum Wecken ausgehen, sondern ausgehen können. Und das ist eben ein Unterschied. Ob in der Truppenpraxis aus der Möglichkeit die Wirklichkeit wird, hängt von vielem ab: Von den dienstlichen Anforderungen, von der Gefechtsbereitschaft, von militärischen Maßnahmen und auch von seiner eigenen Pflichterfüllung.



● *Haben Sie einen Sohn?*

Drei.

● *Wofür wurden die gemustert?*

Der eine hat bereits als Soldat auf Zeit gedient. Der zweite steht noch in der Berufsausbildung mit Abitur und der dritte geht in die 10. Klasse. Beide werden ebenfalls nicht nur 18 Monate dienen.

Hoffnung auf ein Wiedersehen

Bitte helfen Sie mir, meinen Freund Helmut Klose zu finden, mit dem ich 1962 bis 1965 an der Offiziershochschule „Rosa Luxemburg" war. Er möchte sich an mich wenden.

Alfred Hanke, 5701 Hildebrandshausen, Martingasse 30c

Nun klappt es

Über die rasche Bearbeitung meines Briefes war ich sehr überrascht und erfreut. Die Antwort der zuständigen Abteilung im Ministerium für Nationale Verteidigung half, unser Problem zu lösen. Für uns als Fallschirmpersonal ist es jetzt möglich, entsprechende tragbare, ordentliche Sonderbekleidung zu empfangen.

Unteroffizier Dietmar Passenheim



Wer sucht, der findet

Viele Leser fragen nach bestimmten Heften oder nach manchem älteren Jahrgang der AR. In der Bibliothek kann man diese Zeitschrift einsehen oder sich von bestimmten Artikeln Fotokopien anfertigen lassen.

Roswitha König, Magdeburg

Oma Kurz
und die Soldaten-Kavaliere

Ich bin 80 Jahre alt und besuchte meine Enkelin in Prenzlau. Bei einem Spaziergang stürzte ich schwer. Zufällig kam ein Armeeauto vorbei; die Soldaten hielten sofort an und halfen mir wieder auf die Beine. Sie verbanden meinen blutenden Kopf und fuhren mich in ein Krankenhaus, wo meine Platzwunde genäht wurde. Die Soldaten fuhren sofort weiter, und ich konnte mich bei den unbekannten Kavalieren nicht mehr bedanken. Mit



diesem Briefchen möchte ich das nachholen.

Luise Kurz, Halle/S.

Mitgliedschaft bleibt,
aber sie ruht

Seit November bin ich Angehöriger der NVA. Zunächst brauchte ich keinen FDGB-Beitrag zu bezahlen. Plötzlich sollte meine Frau für mich 50 Pf. monatlich zahlen. Wie verhält sich das?

Gefreiter D. Mohrenweiser

Beim Wehrdienst ruht die Mitgliedschaft im FDGB und damit auch die Beitragszahlung. Die Zeit wird allerdings auf die FDGB-Zugehörigkeit angerechnet, wenngleich das Mitglied in dieser Zeit keine gewerkschaftlichen Rechte wahrnehmen und Pflichten ausüben kann.

Im UNO-Auftrag
den Frieden sichern

Man hört und liest jetzt so viel über die UNO-Notstandstruppe im Nahen Osten. Greifen die auch in Kampfhandlungen ein?

Uwe Kämmler, Dresden

Nein. Aufgabe dieser Truppe ist es gerade, Kampfhandlungen zu verhindern und die Durchsetzung der UNO-Beschlüsse zur Sicherung des Friedens im Nahen Osten zu überwachen. Zu diesem Zweck sind diese Truppen lediglich mit Defensivwaffen ausgerüstet, die zur Selbstverteidigung gegen evtl. Überfälle dienen sollen.

Was sein muß, muß sein

Ich bin Offiziersbewerber und werde 1974 mein Studium an der Offiziershochschule beginnen. Ihr Interview mit dem Kommandeur der Offiziershochschule in Löbau habe ich mit Interesse gelesen. Wenn das alles stimmt, was er erzählt hat, dann wird die Ausbildung ganz schön hart werden. Aber ich weiß, daß das so sein muß, und ich werde von mir aus keinen Rückzieher machen. Auf jeden Fall will ich mich gründlich auf die Aufnahmeprüfung vorbereiten. Dabei werde ich mir das Buch „Soldat und Krieg" gründlich vornehmen. Ich habe gemerkt, daß man es nicht wie einen Roman lesen kann. Im Sport stehe ich auf 1, nur mit den Klimmzügen klappt es noch nicht so richtig. Ich denke, daß ich die sportlichen Leistungen schaffen werde.

Arnfried Mehrhold, Arnstadt

Mit Gefühl hören und geben

Stimmt es, daß man sich mit einem guten musikalischen Gehör für den Einsatz als Funker besonders gut eignet?

Marlene Jutza, Plauen

Ja.



Von der Elbe an die Ostsee

Ich suche einen ehemaligen Arbeitskollegen. Er heißt Friedrich; sein Vorname ist mir leider nicht mehr geläufig. Er ist ca. 27 Jahre alt, soll in Pirna verheiratet sein, war im Raum Pirna auf Montage und ist seit ca. einem Jahr bei der Volksmarine.

Fritz Schiel, 8073 Dresden, Postlagernd

Durchschlagende Wirkung

Ich las Ihren Artikel „Automaten in Soldatenhand" über Handfeuerwaffen in Heft 8/73. Können Sie mir einige Beispiele nennen, was z. B. die MPi Kalaschnikow bei etwa 400 m Entfernung noch durchschlägt?

Harald Zimmermann, Karl-Marx-Stadt

Gewehr-, MPi- und MG-Geschosse durchschlagen bei etwa 400 m Schußentfernung und 90 Grad

Auftreffwinkel 0,6 cm Stahlblech, 12 cm Kies oder Schotter, 45 cm Eichenholz, 50 cm Fichtenholz, 45 cm Erdaufwurf, 80—100 cm festgestampften Schnee sowie eine 12—15 cm starke Mauer aus Ziegelsteinen. Bei anderen Auftreffwinkeln und größeren Schußentfernungen ist die Durchschlagkraft entsprechend geringer.

Beschwerde hat gefruchtet

Vielen Dank für Ihre Bemühungen. In einer Aussprache mit dem Kompaniechef wurden meine Probleme geklärt. Ich erhielt die mir noch zustehenden Urlaubstage, und auch die Betreuung durch den Med.-Punkt wurde geklärt. Ich war überrascht, wie schnell das ging.
Offiziersschüler Jörg Ostermann

meine ganze Verabschiedung vom Betrieb. Ich bin freiwillig drei Jahre zur Armee gegangen. In anderen Betrieben werden die Einberufenen feierlich verabschiedet, viele Betriebe schließen Förderungsverträge mit ihren jungen Facharbeitern ab. Aber beim VE BMK Erfurt?
Soldat Peter Jordan

Fliegende Sendboten

Die DDR-Fluggesellschaft INTERFLUG hat sich in den letzten Jahren recht ordentlich entwickelt. Nie liest oder hört man aber davon, wieviele Flugzeuge sie besitzt. Wissen Sie es?
Gerlinde Färber, Langewiesen

Ende 1973 waren es insgesamt 29 Passagiermaschinen sowjetischer Typen, und zwar 5 IL 62, 13 IL 18, 3 TU 134, 2 TU 134 A und 6 AN 24.

Ehrung durch die GST

Ich wurde von meiner GST-Sektion mit der Ernst-Schneller-Medaille ausgezeichnet. Darf ich die beim Wehrdienst an der Uniform tragen?
Matrose J. Kühne

Das können Sie. Und zwar wird diese nichtstaatliche Auszeichnung über der rechten Brusttasche getragen.

Rückblick mit Ausschau

Zum Abschluß meiner Dienstzeit in der NVA möchte ich Euch danken. Eure Hefte waren mir oft Hilfe, Stütze und Ratgeber, privat wie auch dienstlich. Auch nach meiner Versetzung in die Reserve werde ich weiter die AR lesen.
Reinhard Brand, Gebesee





ar

4/74

Raubtierbändiger

Tiger — das war ein Panzer, den die Faschisten als unbezwingbar priesen. Doch sehr schnell und sehr gründlich zerstörten die sowjetischen Selbstfahrlafetten diesen Nimbus. Über diese Waffe, über ihre Entwicklung und ihre Weiterentwicklung bis heute berichten wir in Wort und Bild.

Außerdem stellen wir vor:

Die Tonnenleger des Seehydrografischen Dienstes
Kati Kovacz
Den Minol-Pirol bei Soldaten
Ein doppeltes Tandem
AR-Information: Fähnriche
Panzerbüchsenschützen
Richtfunker
Nationalitätenkennzeichen an Militärflugzeugen
5. Folge

Verstopfungsgefahr

Im Heft 11/73 deutet jemand eine Sympathie für Roy Black an. Hoffentlich werden der Christina die Ohren nicht verstopft, wenn ihr seine Lieder ins Ohr gehen.
Klaus-Dieter Blaschick, Zerbst

Betrübliches beim BMK Erfurt?

Als ich im Herbst 1973 einberufen wurde, mußte ich mich beim Bau- und Montagekombinat in Erfurt in der Langerstraße abmelden. Dabei hatte ich ziemlichen Ärger. Man schickte mich von einer Abteilung zur anderen, und ich brauchte einen halben Tag, um den SV- und FDGB-Ausweis abzumelden. Bei der FDJ des Betriebes konnte ich mich überhaupt nicht abmelden, weil der FDJ-Sekretär gerade nicht da und auch kein Stellvertreter zu finden war. In der Oberbauleitung sagte man mir, ich solle mich mal wieder sehen lassen. Das war

Eine Freundschaft und noch mehr

Bin 23 Jahre alt, ohne Anhang, ledig und wünsche mir auf diesem Wege eine Freundschaft oder mehr mit einem Soldaten. Allerdings möchte er etwas älter sein als ich und nicht unter 1,70 m groß.
Sonja Weisbach, 92 Freiberg/Sa., Richard-Beck-Straße 23

Freundin liest mit

Eure AR ist ganz dufte. Meine Freundin und ich lesen sie sehr gerne. Ihr habt immer etwas Neues auf Lager. Und das ist das Kaufen wert. Macht weiter so!
A. Gerlach und E. Schulze, Stendal

Drushba — Freundschaft

Die FDJ-Grundorganisation unseres Betriebes hat mit der Komsomolorganisation einer Garnison der Sowjetarmee einen Patenschaftsvertrag abgeschlossen.

Unsere freundschaftlichen Beziehungen bestehen schon einige Jahre. Bei den Zusammenkünften haben sich schon manche persönlichen Freundschaften entwickelt.

FDJ-Grundorganisation im Paraffinwerk „Vorwärts" Webau

Um die Schirmherrschaft

Darf ich bei Regen einen Regenschirm benutzen? Und darf ich den Schirm tragen, wenn ich mit meiner Frau spazieren gehe?

Unterfeldwebel Peter Kuepper

Zum Schutz gegen Regen können Sie in der B/A-Kammer einen Regenumhang aus Folie käuflich erwerben. Das macht den Schirm überflüssig. Ihrer Frau dürfen Sie selbstverständlich den Schirm tragen. Das gebieten die Regeln der Höflichkeit. Sie müssen dabei jedoch darauf achten, ungehindert grüßen zu können.



Damit die Federn glühen

Ich möchte gern mit einem Armeeangehörigen in Briefwechsel treten. Wer macht mit? Bin 21.

Monika Reichel, 703 Leipzig, Steinstr. 19

Bin 16/1,65, interessiere mich für aktuell-politische Probleme, Musik u. v. a. Welcher NVA-Angehöriger möchte mit mir in brieflichen Gedankenaustausch treten?

Petra Holler, 55 Nordhausen, Breitscheidstr. 3

Im D-Zug nach Przemysl, der morgens von Leipzig um 8.22 Uhr abfährt, lernte ich am 19. 11. 1973 einen Offizier kennen, der aus Weißenfels kam und bis Bautzen oder Görlitz mitfuhr, während ich in Dresden ausstieg. Dem Alter und dem Dienstgrad nach müßte er Lehroffizier sein. Wenn er Lust und Interesse hat und diese Zeilen liest, möchte er mir bitte schreiben.

Christa Franke, 7021 Leipzig, Dinterstr. 2b

Für ein Doppel-Quartett?

Vier gutaussehende, lebenslustige Soldaten (Unteroffiziersschüler) suchen aus Mangel an Gelegenheit die gleiche Anzahl schreibfreudiger Mädchen von 17 bis 19 Jahren. Wir sind zwischen 1,63 und 1,80 m groß und erreichten bis jetzt das stattliche Alter von 74 Jahren. Zuschriften aus dem Raum Karl-Marx-Stadt, Aue, Zwickau, möglichst mit Foto, sind erwünscht, jedoch nicht Bedingung. Wir antworten bestimmt.

Unteroffiziersschüler
Gerhard Fischer
(Anschrift bei der Redaktion)

Die Krankheit im Wort

Ihre Postsack-Meldung „Begrenzt dienstfähig" (11/73) enthält eine sachliche Unrichtigkeit. Wer vom Arzt von bestimmten dienstlichen Belastungen befreit wird, kann innendienstf ä h i g werden. Aber es gibt keine Innendienstk r a n k e.

Oberfeldwebel Jürgen Neufarth

Die Älteren und die Jüngeren

Die Soldaten des zweiten und dritten Diensthalbjahres sollten meiner Meinung nach froh sein, ihre Erfahrungen an die jüngeren Genossen weitergeben zu können. Desto eher ist die Gruppe, ihr Zug wieder voll einsatzfähig und die Kampfkraft wiederhergestellt.

Reservist Siegfried Tannhauer, Glienicke

Kreuzverhör ließ tiefer blicken

Ich habe mit großem Interesse das Kreuzverhör gelesen, das Sie mit dem Militäroberstaatsanwalt geführt haben. Ich muß sagen, daß die Fragen und Antworten einem Außenstehenden einen kleinen Einblick in die Arbeit der Militäroberstaatsanwaltschaft gegeben haben (AR 11/73).

Unteroffizier Siegolf Nitsche

Pioniere voran

In unserem Gruppenarbeitsplan haben wir uns vorgenommen, Verbindung mit einer NVA-Einheit aufzunehmen. Leider hat aber keiner von uns Verwandte oder Bekannte, die in der Armee dienen. Nun wissen wir nicht, wie wir es anstellen sollen. An eine Kompanie schreiben, dazu haben wir keine genaue Adresse. Eine solche Verbindung kann aber sehr interessant und lehrreich sein. Sie würde uns auch helfen, unsere Disziplin und die Lerheinstellung zu verbessern. Bitte, Genossen, wer möchte uns helfen?

Klasse 6 der POS V, 7812 Lauchhammer-Süd, Schwarzheidaerstraße, i. A. Regina Steinkopf

Neues aus der Weltraummode

In der Raumfahrt ist von Druckanzügen und von Vakuumanzügen die Rede. Worin besteht der Unterschied?

Jens Giesler, Hasselrode

Mit beiden Anzügen sollen die negativen Folgen der Schwerelosigkeit und der längeren Bewegungsarmut auf Muskulatur und Skelett ausgeschaltet werden. Mit dem Druckanzug wird die Muskulatur belastet, während mit dem Vakuumanzug das Blut vorübergehend stärker in die unteren Körperteile „gesaugt" wird, die sonst in der Schwerelosigkeit stark entlastet sind und erschlaffen. Auf dem Weltraumkongreß in Baku 1973 wurden zwei neue Anzüge für Kosmonauten vorgestellt.



Vignetten: Klaus Arndt

Bis ins letzte Detail

Ich habe mal gelesen, daß Feuerkommandos in früheren Armeen sehr umfangreich gewesen sein sollen. Wieso das?

Peter Lingner, Greußen

Die Muskete z. B., die um 1500 aufkam und eine der ersten Feuerwaffen war, wog etwa 10 kg. Zum Schießen mußte sie der Musketier auf eine Gabel legen, um sie handhaben zu können. Das Laden war bis ins letzte Detail vorgeschrieben und wurde ex-

erziermäßig geübt. Noch im Jahre 1600 gab es dafür 42 Exerzierzeiten, bevor ein Schuß abgefeuert werden konnte.

Was jetzt gefällt

Ich möchte Dir für die vielen guten und inhaltsreichen Beiträge danken und will hoffen, daß Du auch weiter so bleibst wie bisher. Besonders gefallen mir solche Beiträge wie „Die vierte Front" (AR 4/73), „Wenn der Schneider Leber heißt" (5/73), „Sackgasse Main-Street" (6/73) usw. Aber auch die aktuelle Umfrage, die militärtechnische Umschau und die AR-Information.

Rolf Köhler, Suhl

AR-Markt:

BIETE:

600 Typenblätter aus AR und „Militärtechnik", suche dafür den ersten Band „Flugzeuge aus aller Welt" von Schmidt.

Klaus Gentz, 2225 Kölpinsee/ Usedom, Strandstraße 57

Einzelne AR-Hefte, „Militärtechnik" 1963—1970 sowie Abzeichen. Suche „Mosaik" Nr. 1 bis 100, auch einzeln.

F. Rönscher, 8023 Dresden, W.-M.-Straße 51

AR-Jahrgänge 1968 bis 1973.

Heinz Arnold 756 Wilhelm-Pieck-Stadt Guben, Julian-Marchlewski-Ring 1

SUCHE:

Typenblätter, Bilder und taktisch-technische Daten von Handfeuer- und Schützenwaffen, besonders Pistolen.

Michael König, 606 Zella-Mehlis, August-Bebel-Straße 7, bei Erdmann

Jahrgänge 1960 bis 1962 sowie die Hefte 1, 2, 5, 7/63; 5, 6/65; 1, 2, 4, 6, 8, 10/66; 4, 7/67 und 7/69 mit Typenblättern. Möglichst kostenlos, da ich erst 12 Jahre alt bin.

Wolf-Dieter Ziethen, 13 Eberswalde-Finow 2, Ziegler-Allee 3

Die erfolgreichen „KORKEN"-Sucher

Das war der „Korken": Die Mi-6 gehören natürlich nicht auf den UAW-Kreuzer!

Gewonnen haben: 100,— M Gefr. M. Wolff, Oranienburg; 50,— M Bernd Freitag, Zittau; Christa Böttger, Olvenstedt; 20,— M Ob.-Maat Klaus Bäthke, Wolgast; Andrea Schmidt, Zeitz; Jens-Uwe Huhn, Bestensee; Uffz.-Schüler Boris Lux, Kamenz; E. Hertsch, Altenburg. Die übrigen Gewinner wurden durch die Post benachrichtigt.

IM MÄRZ IN DEN KINOS



Leben mit Uwe

Kann man denn mit Uwe leben? Alla hat es fünf Jahre probiert, und nun ist sie entschlossen: Sie will sich scheiden lassen. Schließlich ist sie keine Nonne, und ein Arbeitstier ist sie auch nicht. Ständig muß sie die Kinder beruhigen: Tobt nicht, Vati arbeitet. Nein, wir können nicht auf den Aussichtsturm gehen, Vati arbeitet, seid schön still. Vati schläft noch, er hat gestern sehr lange gearbeitet... Alla ist berufstätig. Ihre Arbeit als Dolmetscherin ist wichtig, macht viel Freude, aber sie ist auch anstrengend. Morgens hat sie meistens schon die Kleinen in den Kindergarten gebracht. Der Weg ist weit und umständlich mit der Fähre, und wenn sie abends mit ihren beiden Gören nach Hause kommt, wartet in ihrer engen Zweizimmeruraltwohnung der ganze Haushalt. Uwe sitzt dann am Schreibtisch, grübelt über seiner Dissertation und schirmt sich gegen alle und alles ab. Sogar gegen sie. Gewiß, von seinem Forschungsthema versteht sie nichts, es ist zu speziell — aber sie würde trotzdem zuhören, wenn er einmal mit ihr über seine Probleme reden würde. Alla ist eifersüchtig. Eifersüchtig auf ihre Rivalin Wissenschaft. Und deshalb spricht sie von Scheidung, ausgerechnet an dem Tag, wo Uwe seine Dissertation verteidigen soll und für nichts weniger Sinn hat als für Liebe-, Ehe-, Scheidungsprobleme...
Es sind die Sorgen und Freuden einer jungen Ehe, das gewöhnliche, alltägliche Leben, das Lothar Warneke, Regisseur und mit Siegfried Pitschmann zusammen auch Buchautor, zum zentralen Thema eines neuen Films „Leben mit Uwe" machte. Obwohl der Film unter Wissenschaftlern angesiedelt und der Konflikt sehr zugespitzt ist, sind die Schwierigkeiten, mit denen Uwe und Alla fertig werden müssen, in anderen Berufen sehr ähnlich. Das provoziert geradezu die Auseinandersetzung mit den im Film gestellten Fragen: wie sieht es aus mit den Idealen im Alltag, mit dem Glück? Wie ist das mit dem Recht auf Gleichberechtigung, das theoretisch als selbstverständlich akzeptiert wird? Es macht den Film sympathisch, daß er seine Fragen mit großer Ehrlichkeit stellt und auch keine billigen Rezepte oder Lösungen anbietet. Uwe (dargestellt von Eberhard Esche) begreift sein schwieriges Leben als ein glückliches Leben, und er ist Alla (Cox Habbema) dankbar, daß sie sich als ein echter Partner und Lebensgefährte beweist. *Hb.*

Der letzte Heiduck. Ein sowjetischer Farbfilm über Kotowski, den legendären Helden des Bürgerkrieges in Moldawien.

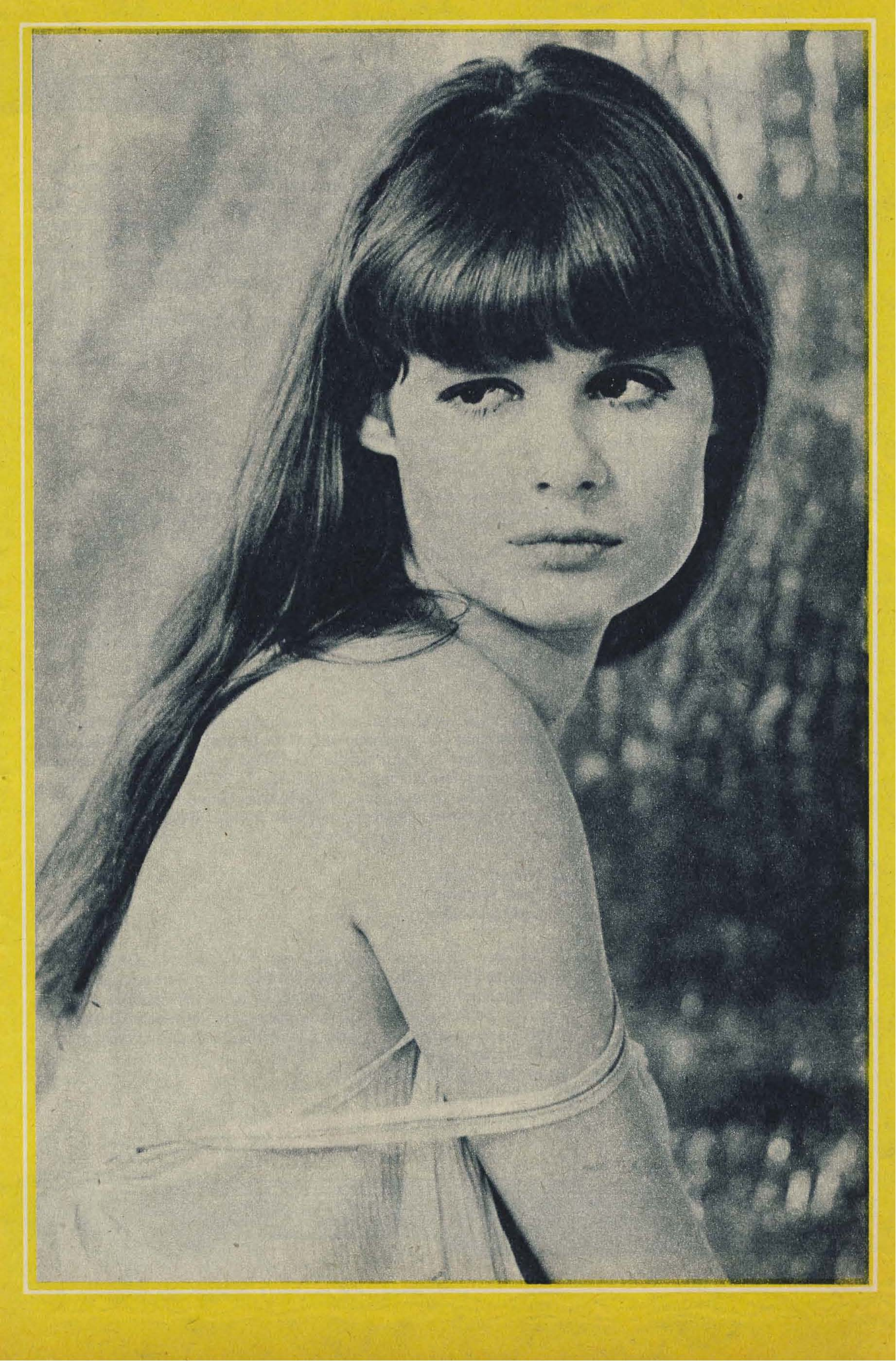
Drei Milliarden ohne Fahrstuhl. Diese Kriminalkomödie aus Frankreich handelt von kleinen Ganoven, die große Gauner hereinlegen und am Ende doch die Gelackmeierten sind.

Männer ohne Arbeit. In diesem bulgarischen Film wird von einer Straßenbaubrigade erzählt, die wider Willen zur Untätigkeit verurteilt ist und deren Mitglieder sich die unterschiedlichsten Beschäftigungen suchen.



Die Karies hat ihn gepackt.
Wenn er bei Karin wäre, wär ihm wohler.
Daraus ergibt sich ganz exakt:
Ein steiler Zahn ist besser als ein hohler!

H. Krause



PREISAUSSCHREIBEN

Dieter wird nächstes Jahr das Abitur ablegen und anschließend den Facharbeiterbrief erwerben, um dann Offizier zu werden. Mit seinem FDJ-Kollektiv junger Offiziersbewerber war er vor einiger Zeit bereits zu einer Exkursion an der Offiziershochschule der Landstreitkräfte. Dabei hat er sehr viel gehört und gesehen. Sein Notizbuch füllte sich zusehends. Wie ärgerte er sich aber, daß er manch flüchtig Hingekritzeltes zuhause nicht mehr entziffern konnte. Deshalb bitten wir Sie, liebe Leser, ihm zu helfen.
Bei unseren Aufgaben ist jeweils eine Antwort richtig. Es genügt, wenn Sie die Nummern der Aufgabe und den Buchstaben der vermeintlich richtigen Antwort aufschreiben. Schicken Sie Ihre Auflösung auf einer Postkarte bis zum 6. April 1974 an

Redaktion Armee-Rundschau
1055 Berlin, Postfach 46 130
Kennwort „Dieters OHS-Notizen"

Für die Einsender mit richtigen Lösungen hieven wir aus unserem Geldsäckel Gewinne von insgesamt 1000,— Mark. Und zwar:

1 x 200,- M	**3 x 50,- M**
1 x 150,- M	**10 x 20,- M**
1 x 100,- M	**20 x 10,- M**

Die Gewinner werden durch das Los unter Ausschluß des Rechtsweges ermittelt.

1. Die Offiziershochschulen tragen Namen hervorragender Führer der deutschen und internationalen Arbeiterbewegung. Die Offizierslehranstalt der Landstreitkräfte, die am 1. März 1974 zehn Jahre bestand, trägt den Namen Ernst Thälmanns. Aber wessen Namen hat die Offiziershochschule der Luftstreitkräfte/Luftverteidigung? Dieter hatte sich gemerkt, daß dieser Mann am Gründungsparteitag der KPD teilgenommen hatte. Wer ist es?

a) Wilhelm Pieck?
b) Franz Mehring?
c) Karl Liebknecht?

2. An den Offiziershochschulen der NVA werden Offiziere in insgesamt 26 Ausbildungsprofilen herangebildet. Zumeist wird man nach drei Jahren Offizier, in einigen aber dauert es vier Jahre. Darunter befindet sich auch eine der nachfolgenden Fachrichtungen. Dieter hatte sie angekreuzt, aber so ungenau, daß er nun nicht mehr weiß, welche gemeint ist.
Ist es das Ausbildungsprofil für



JNGENIEUR? ÖKONOM?

a) Kommandeure von Panzereinheiten?
b) Kommandeure von Raketeneinheiten?
c) Seeoffiziere?

3. Offiziere tragen zur Parade- und Ausgangsuniform einen Ehrendolch. Leider hat sich Dieter nicht aufgeschrieben, wann der ausgehändigt wird. Empfangen ihn die Genossen

a) bei Ernennung zum Offizier?
b) bei Beginn des letzten Lehrjahres?
c) bei Studienbeginn an der Offiziershochschule?

4. Im Gespräch mit einem Artillerieoffizier erfuhr Dieter, daß es in Artillerietruppenteilen u.a. Feuerzugführer, Artillerieaufklärungs-Zugführer und Offiziere für Bewaffnung und Munition gibt. Jeder nennt sich zwar Artillerieoffizier, doch haben nicht alle das Ausbildungsprofil eines Kommandeurs von Artillerieeinheiten durchlaufen; einer wurde in einem speziellen Profil ausgebildet. Aber wer?

a) der Feuerzugführer?
b) der Artillerieaufklärungs-Zugführer?
c) der Offizier für Bewaffnung und Munition?

5. Die Entscheidung für den Offiziersberuf sollte jeder Junge, der sich dafür interessiert, so rechtzeitig wie möglich treffen. Dadurch erhält er Gelegenheit, sich in einem Bewerberkollektiv systematisch und nutzbringend auf das Studium an der Offiziershochschule und auf seinen späteren Beruf vorzubereiten. Welches ist der günstigste Zeitpunkt, bis zu dem man sich für einen militärischen Beruf entscheiden und beim Wehrkreiskommando schriftlich bewerben sollte?

a) im 9. Schuljahr?
b) nach dem Abitur bzw. dem erfolgreichen Abschluß der 10. Klasse?
c) nach erfolgreichem Abschluß der Berufsausbildung?

6. Nach bestandener Offiziersprüfung (Hauptprüfung) werden die Absolventen der Offiziershochschule zum Leutnant ernannt und in ihre erste Offiziersdienststellung eingesetzt. Mit dem Hochschulabschluß sind sie berechtigt, entsprechende Berufsbezeichnungen zu führen. Welche Berufsbezeichnung kann ein Offizier führen, der als Kommandeur von mot. Schützeneinheiten ausgebildet wurde?

a) Hochschul-Ingenieur-Ökonom?
b) Hochschul-Ökonom?
c) Hochschul-Ingenieur?

Post ist gekommen ...



25

Berlin · Alexanderplatz

DEUTSCHE DEMOKRATISCHE REPUBLIK

Der Unteroffizier vom Dienst, wie ein Briefträger mit Päckchen behangen, drückt einen beachtlichen Stapel Briefe an seine Brust. „Uff, die heutige Postration lohnt sich." Sein Gehilfe scheint gar nicht hingehört zu haben. Mit gierigem Blick wühlt er in dem Briefstapel und schreibt hastig ein paar Namen auf einen Zettel. „He, was soll das?" fragt unwirsch der UvD. Der Gefreite schaut ihn erschrocken, wie bei einer unerlaubten Tat ertappt, an, schiebt hastig mit dem Mittelfinger die Brille hoch und meint etwas schüchtern: „Ich sammle doch Briefmarken. Und ehe die von den Postempfängern beim Öffnen der Briefe möglicherweise beschädigt werden, muß ich doch die Namen wissen, um eine Vorwarnung geben zu können, damit die Briefe behutsam geöffnet werden. Auf diese Art habe ich in dem einen Dienstjahr viele Marken abstauben können." „Hm, ich kann der Briefmarkensammelei nichts abgewinnen." Der sonst recht reservierte Gefreite Kilian wird plötzlich quicklebendig. „Wenn Sie wollen, unterhalten wir uns heute Nacht über Briefmarken."

Der Unteroffizier schielt auf seine „Dienstlektüre" („Heißer Schnee"), entscheidet dann aber doch: „Na, gut!"

Erste Erkenntnis des Unteroffiziers Kröger nach dem nächtlichen Briefmarkengespräch mit dem Gefreiten Kilian: Man sollte auch als Nichtsammler aufmerksamer die kleinen Kunstwerke betrachten. Was es da alles zu entdecken gibt?

Zweite Erkenntnis: Der Kilian ist ja ganz anders als ich ihn bisher eingeschätzt habe. Warum bemerkte ich nicht schon früher, an welcher Stelle er zu packen ist?

Dritte Erkenntnis: Gefreiter Kilian weiß über die Geschichte und das Leben in unserer Republik mehr als ich. Und dahin führten ihn auch seine Briefmarken.

Vierte Erkenntnis: Man könnte in einer Veranstaltung im Kompanieklub mal darüber sprechen, denn Briefmarken sind Dokumente z. B. über die 25jährige Geschichte der Republik, das nationale Kulturerbe und interessante Bauwerke...

Da erschienen bereits Mitte der sechziger Jahre mehrere Briefmarkenserien mit dem Thema „Bedeutende Bauwerke in der DDR". Unter vielen anderen Motiven findet man die Neue Wache und die Nationalgalerie von Berlin ebenso wie das reizvolle Schloß im Wörlitzer Park bei Dessau oder das Dornburger Rokoko-Schloß.

Der Gefreite Kilian hatte längst sein Album geholt. „Hier ist der Aufbau sozialistischer Stadtzentren und Städte unserer Republik, komprimiert auf eine sehr kleine ‚Ausstellungsfläche', anschaulich dargestellt." Sein Finger weist auf Bilder von Eisenhüttenstadt, Halle-Neustadt und Hoyerswerda.

Mit der Briefmarke kann man auch der Zeit vorauseilen. Als der Leipziger Uni-Riese im Rohbau begonnen wurde, sah man auf der Briefmarke bereits das komplette Bauwerk. Vor reichlich einem Jahr kündigte sich eine Dauerserie an, die inzwischen auf zwölf Wertstufen angewachsen ist. Mit Dauerserie bezeichnet man die „Alltagsbriefmarke", die in ...zig Millionen-Auflage in der Wertpapierdruckerei Leipzig hergestellt wird. Auch hier werden uns historische Bauwerke und moderne sozialistische Städtebilder nahegebracht. Diese Briefmarken erinnern auch daran, daß traditionelle kulturelle Stätten, die im Feuer des faschistischen Krieges in Schutt und Asche versanken, heute bereits wieder aufgebaut oder restauriert wurden.

Unteroffizier Kröger erfuhr dann auch noch etwas über die Briefmarke als „Diplomat". Sie kündet im Ausland vom Aufbau unserer sozialistischen Gesellschaft, gelangt zu Menschen, die infolge imperialistischer Informationspolitik ein falsches Bild unserer Republik erhalten. Das Briefmarkenalbum des Gefreiten Kilian ist somit ein Spiegelbild 25jähriger DDR-Entwicklung. „Mein Album ist schon ein ‚schlaues Buch', in dem eigentlich auch zu lesen ist, warum wir Uniform tragen und morgen beim Schießen unbedingt die Note ‚sehr gut' erreichen müssen..."

W. M. H. H.













Schon lange vor dem Abitur
entschied er, der Arbeiterjunge Bernward Globisch,
sich für den Offiziersberuf.
In der GST hatte er
das Fallschirmspringen trainiert
und mit einem Konto von 30 Sprüngen
gehofft, zu den Fallschirmjägern
zu kommen. Aber dann wurde er
mot. Schützenoffizier. Seit drei Jahren
ist er Kompaniechef. Und
noch ist es
seine Kompanie. Doch bald wird sie
sich Einheit Küster nennen.
Oberleutnant Globisch soll
zum Studium an die Militärakademie
„Friedrich Engels" gehen.
Seine Kompanie wird er dem Zugführer
übergeben. Und weil's in der Armee
ohnedem nicht geht, wird er dazu
ein Schriftstück anfertigen.



DAS ÜBERGABE PROTOKOLL

Er wird Waffen und Ausrüstung, Stühle und Tische, Erledigtes und Unerledigtes darin anführen. Es wird von Blatt 1 bis Blatt soundso gehen. Und am Schluß wird stehen „übergeben" und „übernommen" — Globisch, Oberleutnant, und Küster, Leutnant.
Es wird ganz nach der Vorschrift sein. Aber der, der Globisch kennt, wird von seinem Gesicht ablesen, daß er es trotzdem nicht ganz in Ordnung findet. Wenn es nach ihm ginge, hätte er noch einen Punkt angehängt. Etwa — 33. An Erfahrungen wurden übergeben:

33.1. Das richtige Verhältnis zum Kollektiv herstellen.

Die ersten Wochen waren für den frischgebackenen Kompaniechef enttäuschend. Mit dem Selbstvorwurf, nicht verhindert zu haben, daß einer der Unteroffiziere während der Ausbildung den Bogen überspannen konnte, gingen Zweifel an allen seinen Ausbildern einher. Er konnte doch nicht überall sein. Auf wen sonst, als auf seine Unteroffiziere, sollte er sich verlassen können, daß alle Vorschriften erfüllt wurden?

Oberleutnant Globisch fühlte sich überfordert. War es überhaupt richtig, ihm nach einem Jahr Dienst als Zugführer dieses Kommando zu übertragen?

Die Parteiorganisation seiner Einheit stellte andere Fragen: Entwickelte er schon einen eigenen Führungsstil? Steuerte er den Prozeß der politischen Arbeit in seiner Kompanie schon richtig? Suchte er das Vertrauen der Ausbilder?

Die Partei stellte aber nicht nur Fragen. Sie unterstützte ihn durch ihre besten Genossen. Zum Beispiel Major Rietz, der selbst zehn Jahre lang eine Kompanie geführt hatte.

Den aktiven Kern der Kompanie solle er um sich sammeln. Sich mit den erfahrenen Berufssoldaten beraten. Das waren die nächsten Schritte, die der Ältere dem Jüngeren nahelegte.

Genosse Globisch suchte das Gespräch mit seinen Soldaten. Froh und zugleich ärgerlich über sich selbst, stellte er fest: Die Kompanie, Soldaten und Unteroffiziere, distanzierte sich einmütig von der Handlungsweise des einen Unteroffiziers, er war für sie ein Einzelfall. Die Soldaten vertrauten ihrem Kompaniechef und den anderen Vorgesetzten.

Um so mehr hatte Globisch dann wieder das Gefühl, man sei ihm in den Rücken gefallen, wenn auch nur einer einmal zu spät vom Ausgang zurückkam. War es da die richtige Methode, über das Kollektiv Einfluß auf den Übeltäter zu gewinnen, wenn er dem ganzen Zug den Ausgang sperrte? Der Kommandeur war da entschieden anderer Meinung.

Genosse Globisch solle nur nicht so ungeduldig sein, riet ihm Major Rietz. Menschen kann man nicht nur durch Strafen oder Befehle erziehen. Man muß sie für die bessere Sache gewinnen. Und das benötige eben auch Zeit.

Das, was der Ältere ihm da vorhielt, waren das nicht seine eigenen Ideale? Sie hatten ihn doch bewogen, seine Bewerbung an der Offiziersschule abzugeben. Erziehen wollte er. Ja, so hatte er seinen Berufswunsch damals begründet.

33.2. Wie man Vertrauen erwirbt

Nun kann keiner über seinen Schatten springen. Auch Globisch nicht. Ärgerte er sich, dann sah man es ihm an. Er wußte das. Wie oft hatte er sich vorgenommen, ein freundliches Gesicht zu machen, wenn er durch die Kompanie ging. Aber dann gab es diese und jene Unregelmäßigkeit, und alle guten Vorsätze waren dahin. Und kam dann etwa noch der FDJ-Sekretär mit irgendeinem Anliegen, wurde das so militärisch knapp erörtert, daß dem Jugendfreund mitunter die Lust zu weiteren Fragen verging. So sehr die Genossen das Militärisch-Knappe an ihrem Chef in der Ausbildung schätzten, bei solchen Gesprächen störte es sie.

Genosse Globisch brauchte aber das Vertrauen aller seiner Soldaten. Er sagte sich, wenn sie mit ihm Erfolge erringen würden, hätte er auch Erfolg bei ihnen. Dort, wo schon immer seine Stärke lag, knüpfte er an. Jede Stunde Gefechtsausbildung bereitete er gewissenhaft vor. Er verlangte das in gleichem Maße von seinen Unteroffizieren. Die intensive Unteroffiziersausbildung in seiner Kompanie galt im Truppenteil „Otto Schlag" als Vorbild.

Als für die mot. Schützen ein neues Ausbildungsthema eingeführt wurde, bereitete eine Kompanie eine Lehrvorführung vor. Genossen Globisch genügte das Anschauen der Vorführung nicht. Er nahm sich die Zeit und beteiligte sich bereits an den Vorbereitungen dazu. Er hospitierte auch in anderen Kompanien. Wie die taktischen Übungen zu diesem Komplex dann in seiner Kompanie abliefen, war mustergültig. Die Kontrolloffiziere sparten nicht mit Lob. Aber noch mehr als über ihre Anerkennung freute sich Oberleutnant Globisch über die zufriedenen Gesichter seiner Soldaten.

33.3. Daß es das Training allein auch nicht macht

Oberleutnant Globisch hatte die Kompanie zum Bestentitel geführt. Über zwei Jahre hatten sie ihn verteidigt. Viel tägliche politische Kleinarbeit in der Unterkunft und unter den komplizierten Bedingungen bei Gefechtsübungen hatte dazu gehört.

Er stärkte die Autorität der jungen Parteimitglieder. Sie waren die ersten, die die Bedingungen für das Bestenabzeichen erfüllten. Immer öfter suchte er ihren Rat und ließ von übereilten Entscheidungen ab, die ihm am Anfang nur wechselnde Erfolge beschert hatten. Und das zahlte sich nicht nur beim Gefechtsschießen der Kompanie aus.

Diese Stunde der Wahrheit, auf die man sich nicht nur durch hektisches Training hinter den Zielblöcken beim Dreieckszielen oder durch tagelanges Gefechtsexerzieren vorbereiten sollte. Dabei bleibt eben das Ziel nur eine

Scheibe, die, wenn sie nicht getroffen wird, allenfalls die Note drückt. Das ist wohl ärgerlich, aber zu überstehen, meint dann so manch müdegelaufener mot. Schütze.
Auch Globisch trainierte seine Soldaten. Die Zugführer hatten dazu gemeinsam mit dem Kompaniechef ein Modell vom Ablauf des Schießens ausgearbeitet. Da fehlte kein Kommando. Varianten waren vorgesehen und begründet. Alles wurde mit den Soldaten durchgespielt.
Aber das allein genügte dem Oberleutnant nicht. Auf Zugversammlungen sprach er vor den Soldaten nicht nur über die Übungslage, sondern ordnete das bevorstehende Schießen dem militärischen Klassenauftrag zu.
Oberleutnant Globisch sprach über die Manipulierung der imperialistischen Söldner, die darauf abzielt, daß sie wie in Vietnam oder im Nahen Osten brutal und skrupellos für die Interessen der Monopole kämpfen.
Daß dann die Erläuterungen des Kompaniechefs über die Taktik des Gegners in der Übungslage und darüber, wie man ihr begegnen muß, von den Soldaten verstanden wurden, zeigte das Ergebnis des Schießens: Von 110 Zielen blieben nur drei ohne Treffer. Eine ausgezeichnete Leistung, die der totalen Vernichtung des Gegners gleichkam.



33.4 Was nicht nur in den Sternen steht

Tatkräftig, wenn auch manchmal skeptisch (weil die Phantasie der Soldaten hin und wieder Kapriolen schlägt), unterstützte Oberleutnant Globisch den Ausbau des Klubs und anderer Räume der Unterkunft. Zu den Interessengemeinschaften, die in der Kompanie bestehen, gehört auch ein Astronomiezirkel mit 20 Teilnehmern. Und nicht nur, weil sie in der Topographieausbildung eine gute Hilfe sind, genehmigte der Kompaniechef diesen Genossen in sternenklaren Nächten die Verschiebung der Nachtruhe.
Da die Soldaten für ihre Vorschläge und Probleme bei ihm nun öfter ein offenes Ohr fanden, blieb er mit ihnen im Gespräch. Auch über den Dienst hinaus. Und er gewann Kontakte, um die er sich anfangs mit gezwungenem Lächeln bemüht hatte.

33.5. Was Vorbild bewirkt

Die SPW-Fahrer sollten ihr Können auf dem Kurs der 6. Fahrschulübung, von der die Soldaten sagen, es sei die schwerste, beweisen. Da sind Steigungen und Hindernisse, Gräben und verschiedene Sperren zu überwinden. Bevor der erste Genosse auf den Kurs ging, fuhr der Kontrolloffizier die Strecke ab und stellte fest, daß sie kürzer war, als es die Vorschrift bestimmt. Auf eine Diskussion darüber, daß die Steigungen und Anfahrten der Hindernisse ja steiler und schwieriger seien als verlangt, weil es das Gelände nicht anders zuläßt, ging er nicht ein. Er legte eine neue Norm fest.
Kurzentschlossen rief Oberleutnant Globisch seine Kraftfahrer zusammen. Er sagte ihnen, daß er als erster fahren und versuchen werde, trotzdem die Note 1 zu erreichen. Er schaffte es. Und auch keiner der Soldaten überschritt die Zeit.

33.6. Wie sich Mut zu gesundem Risiko auswirken kann

Der Kompaniechef hat das Recht, gute Leistungen der Soldaten mit Sonderurlaub zu



honorieren. Warum, darin war sich der Oberleutnant mit den Genossen der Parteigruppe und mit der FDJ-Organisation einig, soll der Soldat nicht auch auf ein solches Ziel hinarbeiten. Er versprach vor der Truppenübung für jede Note 1 einen Tag Sonderurlaub.
Die Leistungen der Kompanie waren gut und ausgezeichnet. Es standen eine große Zahl Einsen zu Buche.
Des Oberleutnants Berechnungen waren weit übertroffen worden, und zu seinem Problem wurde es nun, wie er sein Versprechen halten konnte. Hinzu kam, daß einige Genossen kurz vor der Versetzung in die Reserve standen, aber ihren Urlaub noch haben sollten. Die anderen durften auch nicht länger als vier Wochen darauf warten, denn dann wäre er verfallen.
Nun trat auch noch etwas ein, was der Kompaniechef vorher nicht ahnen konnte — die Kommandierung seiner Kompanie zu einer Parade in einen anderen Standort.
Oberleutnant Globisch hielt trotzdem sein Wort. Welches Risiko er aber auf sich genommen hatte, ist daran zu ersehen, daß bei Beginn des Paradetrainings mehr als zehn Genossen wegen Sonderurlaub fehlten, und der letzte erst in der Nacht vor der Generalprobe anreiste.
Zu erwähnen bliebe nur noch, daß die Kompanie für die bei der Parade gezeigten Leistungen belobigt wurde.

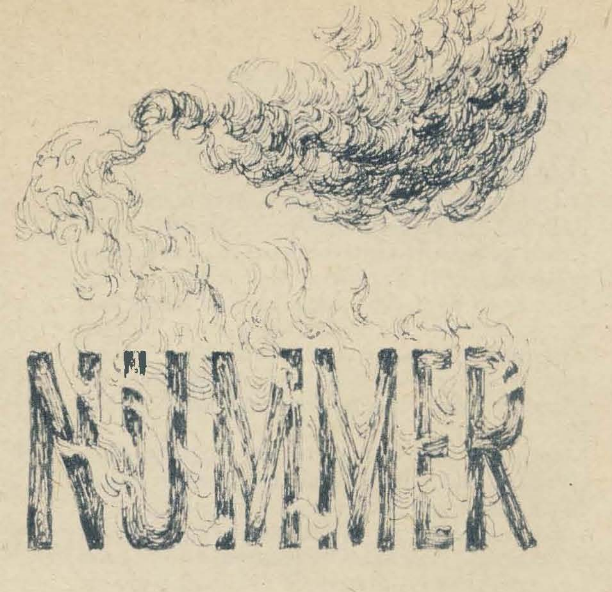
●

Das Übergabeprotokoll wird Oberleutnant Globisch nach Vorschrift anfertigen. Er wird Waffen und Ausrüstung, Bettgestelle, Tische und Stühle, Erledigtes und Unerledigtes darin anführen. Das wird Blatt 1 bis Blatt soundso füllen. Und es wird einen Anhang dazu geben. Das wird kein Schriftstück werden. Das werden Gespräche sein. So von Genosse zu Genosse.

E. G.



Um ehrlich zu sein, auch heute träume ich noch vom Bergsteigen. Damals, vor der Armeezeit, war es so, als hätte man mir eine überdimensionale Feder eingebaut. Ich konnte keine Minute stillsitzen, immer mußte ich kriechen, klettern oder irgendwo herumstrolchen.
Nur Berge gab es in der Nähe unseres Dorfes nicht. Dafür aber genug Wald. Riesige Espen ersetzten mir die Felsen, und immer hatte ich ein Seil mit im Rucksack. Im Grunde genommen war ich schon ein erwachsener Mensch, kletterte aber noch immer auf Bäumen herum. Die Jungen verspotteten, die Mädchen belächelten mich. Das brachte mir den Spitznamen „Tarzan" ein, wogegen ich nichts einzuwenden hatte. Wenn nur jeder Muskeln wie ein richtiger Tarzan hätte!
Ich träumte von den Bergen und wäre gern Bergsteiger geworden, aber ich wurde... Was ich in der Armee wurde, davon will ich jetzt erzählen. Zuerst transportierte man uns, alle fast kahlköpfig geschoren, in eine Garnison, mitten im Wald gelegen. Im Badehaus zogen wir uns die Jacken, Hosen, Hemden, Pullover und alles übrige aus. Unter den Duschen trafen wir uns wieder, alle gleich nackt.
Wir blödelten herum und spritzten, und an der Schwelle zum ‚Dampfklub' erschien der Hauptfeldwebel und schrie etwas wie in einen leeren Behälter: „Ru-he! Was macht ihr für 'nen Radau?!"
Danach empfingen wir Uniformen und Ausrüstungsgegenstände. Nun sahen wir alle gleich aus und erkannten uns fast nicht wieder. Später ging's zur Ausbildung direkt an den Flugplatz. Neben Türmen und Holzleitern erlaubte man uns eine Rauchpause. Die Raucher steckten sich gleich eine Zigarette zwischen die Zähne. Womit sollte ich mich aber als Nichtraucher beschäftigen? Ich ging zu den Leitern und Wänden, dachte nach, wo am besten anzufangen sei, um ja jedermanns Aufmerksamkeit auf mich zu lenken...
Ich rief einem Kameraden zu: „Schau her, wie es gemacht wird!" und lief über den Balken. Von dort aus sprang ich direkt an die Stange wie ein Zirkusartist und begann mich hochzuhangeln. Ich kletterte bis ganz nach oben — etwa fünf Meter hoch. Jetzt nach unten fahren! Es ist herrlich, wenn man sich an der Stange nach unten gleiten lassen und dabei die Geschwindigkeit regulieren kann. Aber so machen es alle. Nein, ich werde mal auf den Balken klettern, an dem die Stange befestigt ist. So, jetzt bin ich drauf.
In Stiefeln zu stehen, ist ungewohnt, aber jetzt ist es zu spät, einen Zurückzieher zu machen. Unten standen die Kameraden, den Mund sperrangelweit offen und von der Sonne geblendet. Vorwärts!
Einen halben Meter entfernt war die Giebelwand, darin eine Öffnung in Form eines Fensters. Hopp-la! Und schon hing ich drin.
„Soldat Pestow!"
Das galt mir. Der Leutnant, der uns später den Exerzierschritt beibrachte: „Sofort runter, Pestow!"
Ich war ja ohnehin schon im Begriff, herunterzuklettern. Ei... ns! „Zwei...", sagte der vor Zorn krebsrote Leutnant. Er griff sich an den lackierten Mützenschirm, richtete seine Mütze und sprach lange und wütend auf mich ein. Aus alledem hörte ich „zwei" heraus — das sind die Dienstverrichtungen, die ich außer der Reihe erhalten kann, wenn ich ein erfahrener Soldat bin. Aber jetzt..., da hat mich der Leutnant nur angezählt.
Ohne Kommentar, den Dienst hatte ich stark begonnen. Ich befürchtete, daß ich in der Küche landen, Kartoffeln schälen und Geschirr spülen müsse, während die Kameraden unterdessen ins Kino gehen würden.
Ich trat zur Seite, setzte mich in das trockene Gras und begann an einem Grashalm zu knabbern. Als



ob das nun helfen würde! Ich war ganz in Gedanken versunken, da gewahrte ich plötzlich, wie neben mir ein unbekannter Hauptmann stand und lächelte. „Was denn“, sagte er, „die Nummer hat wohl nicht gezogen? Macht nichts. Das kommt vor. Wie ist Ihr Name?“

‚Warum denn das noch?‘ dachte ich. Dann stand ich auf und antwortete: „Soldat Pestow.“ Der Hauptmann zog aus der Tasche seiner Uniformjacke einen Füllfederhalter und ein abgegriffenes Notizbuch. Er versuchte zu schreiben, aber sein Füller gehörte auch zu der Kategorie, die man vor Gebrauch schütteln muß. So tat es der Hauptmann denn auch. Er führte mit der Hand eine Bewegung aus, als wollte er ein Fieberthermometer herunterschlagen. Dann notierte er meinen Namen. „Mittelschulbildung?“

„Ja, zehn Klassen.“

„Gut, Genosse Pestow“, sagte der Hauptmann. In seinem schmalen Gesicht tauchten Grübchen auf, und seine Augen strahlten Wärme aus. Das sind Sachen! Der Leutnant hatte mich gerade angezählt, und der Hauptmann sagte: „Gut!“

Die Tage vergingen. Wir hatten die Grundausbildung beendet und den Fahneneid geleistet. Den Hauptmann hatte ich längst vergessen. Eines Tages verlas man uns den Befehl über die Versetzung in die „kämpfende“ Truppe: Ich war überzeugt, daß ich in ein Fliegergeschwader kommen würde, nun aber bin ich — in einem Feuerlöschtrupp.

Unser Sergeant Rasdaibeda hat eine auffallende Figur: Größe 1,90 m, eine Faust so groß wie drei von meinen und einen Brustkasten wie ein 70 Liter-Faß. Ich bin überzeugt, daß sich die Grenadiere in früheren Zeiten aus solchen Leuten rekrutierten. Rasdaibedas Stimme ist dumpf, so als ob er in einer Höhle geboren wäre. Das Wichtigste am Äußeren unseres Sergeanten jedoch ist eine Zweistufennase — von den auf der Nasenwurzel zusammengewachsenen Augenbrauen abfallend, am Ende dreieckig, fast spitz. Wenn der Sergeant auch noch seine Augen zusammenkneift, dann blickt er streng, und mir wird ganz anders.

Meiner Meinung nach liebt Rasdaibeda das Feuerlöschtraining über alles in der Welt, ja er ist geradezu ein Feuerlöschfanatiker. Er läßt uns antreten und hält „in neuer Interpretation“ die stets gleiche Lektion über die Wichtigkeit unseres Berufes.

Für mich ist es interessant, ihm zuzuhören, denn er legt alles sehr bildlich dar. Manchmal läßt er ein solches Ding steigen, daß man sich totlachen könnte. Aber für Witka Shigarjow, unseren Fahrer, sind diese Lektionen furchtbar langweilig, denn er hört sie schon das zweite Jahr.

Auch jetzt hat uns der Sergeant vor Ausbildungsbeginn neben dem roten Fahrzeug antreten lassen und geht, die Hände auf dem Rücken verschränkt, auf und ab.

„Wir sind die schnellste Hilfe. Gibt es denn überhaupt eine wichtigere Nummer als die unsrige!? Null-eins! Ich kenne keine.“

Der Sergeant hebt den Zeigefinger.

Witka Shigarjow flüstert mir was ins Ohr. Ich kann mich nicht mehr halten vor Lachen. Das ist aber immer so, wenn man nicht lachen darf, dann wird man zu einer Dummheit verführt.

„Soldat Pestow! Ich wette, Sie sind ein äußerst aufgeweckter Bursche. Nun beantworten Sie mir mal folgende Frage: Zum Beispiel, der Gegner setzt Kernwaffen ein. Welche Möglichkeiten schlummern in unserer Brandbekämpfungstechnik?“

‚Welche Möglichkeiten gibt es denn, ja schlummern sogar ...?‘, denke ich qualvoll. „Nun, das Feuer löschen, und das wird es im Überfluß geben. Und dann noch etwas bezüglich der Entgiftungs-Entaktivierung, das ist etwa, wenn man mit Wasser aus Feuerlöschschläuchen die aktivierte Oberfläche und so ...“

Der Sergeant legt den Daumen auf das glänzende Koppelschloß und schaut höhnisch von unten nach oben. Gleich wird er sagen:
‚Sooooo!'
„Sooooo!" sagt der Sergeant, zieht die Augenbrauen hoch und schaut mich an.
„Kann ich antworten, Genosse Sergeant?" fragt Shigarjow.
„Antworten Sie!" gestattet großzügig der Sergeant, ohne dabei eine böse Absicht zu vermuten. Dann legt Witka kühn los:
„Das ist so... Wenn man gegen unser Fahrzeug eine Atombombe großen Kalibers einsetzt, dann verwandelt es sich in radioaktiven Staub, fällt in Form von Niederschlägen auf den Kopf des Gegners nieder und vernichtet ihn!" Sergeant Rasdaibeda schweigt eine Zeitlang. Dann schmunzelt er trotzdem. Gleich wird auch er irgendetwas sagen, doch zur Zeit darf noch gelacht werden.
„Das heißt, das Fahrzeug wird zu Staub!? Sie scherzen wohl, Soldat Shigarjow? Ich werde jetzt sofort das Fahrzeug kontrollieren, und wenn ich auch nur ein Staubkörnchen in den Kabinen finde, dann braucht ihr euch gar nicht erst für den Ausgang einzutragen. Klar?"
„Jawohl", stimmt Shigarjow widerstrebend, aber kühn zu, und allen ist ‚klar', daß Rasdaibeda in den Kabinen alles finden würde, was er finden will.
„Beginnen wir mit der Ausbildung", sagt der Sergeant. „Soldat Pestow arbeitet als Nummer 1 der Bedienung, Shigarjow in seiner Funktion." Der Sergeant holt eine Stoppuhr heraus, schaut von oben nach unten, dann mal auf uns, mal auf die Uhr.
„Im Raum der zweiten Garage... brennt ein Flugzeug. Handeln Sie!"
‚Woher sollen denn im Raum der zweiten Garage die Flugzeuge kommen?' denke ich gerade noch. Da wird auch schon auf den Knopf der Stoppuhr gedrückt. Nun gilt es, frisch ans Werk zu gehen und aufzupassen!
Ich schnelle von meinem Platz hoch, rempele dabei Rasdaibeda mit der Schulter und fliege zum Löschfahrzeug. Zuerst muß man das auf dem Dach befestigte Schaumrohr losschnallen und dann das Seitendach des Teils zurückschieben, wo, wie in einem Kaufhaus, zusammengerollte Schläuche auf einem Regal stehen. Ich packe den Schlauch an einem Ende, und jetzt (im Film geht das immer mit der Leichtigkeit eines Cowboys!) schleudere ich die Rolle kraftvoll von mir auf der Erde lang. Sie müßte sich abwickeln! Müßte, aber sie stürzt zur Seite, die verfluchte Schlange! Auf halbem Wege...
„Einstellen! Wir beginnen von vorn!"
Natürlich, wir wiederholen es. Jetzt werden wir mindestens eine halbe Stunde wiederholen, ich kenne doch den Sergeanten.
Bei unserem Kompaniechef, Hauptmann Andrejew (das ist der, der mich für das Feuerlöschkommando notiert hat), fällt einem das viel leichter, weil er es versteht, alles irgendwie interessant, mit Witz, mit einer gewissen Einstellung zur Sache zu vermitteln. Der Sergeant aber sagt jedes Mal das gleiche: „Ihr müßt flinker arbeiten. Der Kampf mit dem Feuer ist in erster Linie ein Kampf gegen die Uhr!"
Gegen Abend bin ich so müde, daß ich mich kaum noch auf den Beinen halten kann. Bei solch einer Arbeit im zivilen Bereich bekäme ich anschließend mindestens drei Tage frei. Abends schreibe ich Nina einen Brief. Ich schwindele und glaube fast selbst, daß ich als Funker auf einem riesigen silbernen und mit Raketen bestückten Düsenbomber fliege, daß ich sehr abgespannt, den Luftstreitkräften aber mit Leib und Seele ergeben bin.
Manchmal lasse ich mich vom Briefschreiben ablenken, und dann höre ich, wie Rasdaibeda den Bajan quält. Der Sergeant muß irgendetwas mit seinem musikalischen Gehör haben. Vielleicht hat ihn einmal ein Bär aufs Ohr getreten. Anders kann ich es mir nicht erklären, daß Rasdaibeda sogar die bekanntesten Lieder verhunzt.
„Höre, Wasja, wollen wir nicht einmal was Ernsthaftes machen?" schlägt Witka Shigarjow vor und hält mir eine Holzkiste mit Dominosteinen vor die Nase.
„Danach. Erst muß ich den Brief zu Ende schreiben!" Mit der Handfläche decke ich die Zeilen zu, denn ich habe geschrieben, wie ich beim

Illustrationen: Horst Bartsch



letzten Flug erfolgreich mit dem Bord-MG geschossen und andere militärische Heldentaten vollbracht habe.
„Briefe sind Blödsinn", sagt Shigarjow mit dem Brustton der Überzeugung. „Das Wichtigste ist der persönliche Verkehr, verstehst du?"
Wahrscheinlich hat er recht, denn meine Briefe kommen aus irgendeinem Grunde bei Nina nicht so richtig an. Deshalb habe ich mich auch mit den Heldentaten „versucht".
Witka Shigarjow ist der fidelste Mensch der Welt. Und darüberhinaus noch klug. Für die Armeezeitung schreibt er als Korrespondent. Vor zwei Monaten ist er sogar zu einem Lehrgang gefahren. Er sagt selbst, daß er Journalist geworden wäre, wenn er nicht so einen Auto-Fimmel hätte. Und er ist ein anerkannter Kraftfahrer. Extraklasse. Vor der Armeezeit war er Taxifahrer. Unser rotes Fahrzeug hält Witka mustergültig in Ordnung. Der Sergeant weiß das genau so gut wie wir, deshalb verzeiht er Shigarjow auch manchmal seine Witze. Aber um der Wahrheit die Ehre zu geben, unser Fahrzeug weist einen Mangel auf — in der letzten Zeit läßt sich der höchste Gang schlecht schalten. Und in solchen Momenten höre ich, wie das Metall knirscht und danach Witkas Hals purpurrot vor Anstrengung wird.
„Auseinanderfliegen soll das Ding!" flucht Shigarjow immer, quält aber trotzdem den Gang rein. Witka meint, daß das Fahrzeug seine Laufzeit schon längst überschritten hat und reif zur Generalüberholung sei. Und wenn er das sagt, dann stimmt das auch. Während der Flüge liegen wir neben unserem Fahrzeug im Gras. Der Sergeant schläft gewöhnlich, wobei er seinen großen Kopf auf die ausgestreckte Hand legt. Witka und ich halten abwechselnd Wache und schauen auf die Start- und Landebahn.
„Sag mal, Witka, hat es denn hier schon mal irgendwann gebrannt?"
„Dummkopf, natürlich. Im letzten Jahr hat in der Sowchose der Roggen gebrannt..."
„Das meine ich doch nicht. Ob irgendwann mal ein Flugzeug gebrannt hat?"
Der Sergeant hebt den Kopf und schaut böse zu mir herüber. Habe ich irgendetwas Schlechtes gesagt?



„Nein. Es hat noch kein Flugzeug gebrannt", antwortet Shigarjow. „Die können ruhig noch hundert Jahre fliegen, und wir werden schlafen, nicht wahr, Genosse Sergeant?" Rasdaibeda tut so, als habe er das nicht gehört. Er dreht den Kopf zur Seite und schnuppert.
„Pestow! Überprüfen Sie den Hahn der Bromidlöschanlage! Irgendetwas scheint da nicht in Ordnung zu sein!"
„Zu Befehl!" sage ich und erhebe mich aus dem Gras.
Die Start- und Landebahn ist etwa 200 Meter von uns entfernt. Auf ihr gleiten die Flugzeuge. Sie schießen nach oben, und der Lärm ist so stark, als risse man den Himmel, das gewaltige Stück blauer Materie, in zwei Stücke.
Und das geschah Wochen danach: Ein Gefreiter aus dem Nachbartrupp schrieb über jenen Augenblick, für den wir eigentlich da sind. Die Notiz erschien schon drei Tage nach dem Ereignis in der Divisionszeitung. Ich habe mir diesen Artikel viermal ausgeschnitten. Einen habe ich nach Hause geschickt, den zweiten einem befreundeten Panzersoldaten geschenkt, und den dritten werde ich selbst behalten. Was ich mit dem vierten mache, weiß ich noch nicht. Vielleicht sollte ich ihn Nina senden. Das ist besser als zehn Briefe von mir. Dann erfährt sie aber, daß ich ein ganzes Jahr geschwindelt habe. Was soll ich machen?
Immer wieder schaue ich mir den Artikel an. Ich kenne ihn fast auswendig:
„Während eines Tagesfluges mußte ein Flugzeug die Startphase unterbrechen, blieb auf einem Acker stehen und fing Feuer. Exakt und aufopferungsvoll handelte der Feuerlöschtrupp, den der Sergeant Rasdaibeda befehligte. Nur wenige Minuten benötigten die Soldaten, um zur Unglücksstelle zu eilen. Die Soldaten Pestow und Shigarjow koppelten die Schläuche aneinander, setzten die Schaumanlage in Betrieb und begannen mit der Brandbekämpfung. Rasdaibeda half unter Einsatz seines Lebens dem Piloten aus der Kanzel. Der Sergeant zog sich dabei Verbrennungen zu, blieb aber solange auf seinem Gefechtsposten, bis der Brand gelöscht war. Die tapferen Soldaten haben dem Piloten das Leben gerettet und ihr kostbares Gefechtsfahrzeug vor dem Feuer geschützt. Alle drei Feuerlöschsoldaten sind ‚Beste der Polit- und Gefechtsausbildung', alle drei sind Komsomolzen. Die Leitung des Truppenteils hat in einem besonderen Befehl den tapferen Feuerlöschtrupp gewürdigt. ‚Wir sind stolz auf euch, Sergeant Pjotr Rasdaibeda, Soldat Viktor Shigarjow und Soldat Wasili Pestow!'"
Alles spielte sich fast so ab. Nur ging nicht alles so glatt, wie in dem Artikel beschrieben.
Die Flammen am Dach der Kanzel konnten wir nicht sofort löschen. Dabei bespritzten wir den Sergeanten Rasdaibeda über und über mit Schaum. Er schlug das Dach der Kanzel ein und half dem Hauptmann Melnikow heraus. Der Pilot und unser Sergeant hatten sich dabei etwas verbrannt, jetzt geht es ihnen aber schon wieder gut. Neulich pflückten Witka und ich im Garten des Paten-Sowchos einen Sack Äpfel, kauften Zigaretten und besuchten die beiden Patienten. Rasdaibeda kann schon wieder laufen. Bloß sein Schlafanzug ist ihm zu kurz. Die Arme gucken fast bis an die Ellenbogen heraus. Vor kurzem waren seine Arme und Hände noch verbunden. Jetzt ist alles normal, und Rasdaibeda umarmt uns wie Verwandte. Vielleicht ist es jetzt auch so?
Dann gehen wir zu dritt in das Zimmer, in dem der Pilot liegt. Der Chefarzt, mit Bart wie ein Walroß, nennt uns Helden. So sagt er es auch dem Piloten: „Igor Afanajewitsch, Sie haben Besuch von den Helden!"
Der Pilot eilt uns im Schlafanzug entgegen und streckt uns die Hand hin. Mit jeder Begegnung ist sein Händedruck fester und herzlicher.
Der Pilot hat dem Sergeanten seine Uhr geschenkt. Genauer gesagt, sie haben ihre Uhren getauscht. Dummkopf! Rasdaibeda hatte eine ganz gewöhnliche, bei der das Plexiglas durch das Feuer noch trüber geworden ist. Hauptmann Melnikows ehemalige Uhr war eine ganz neue, eine „Kommandeursuhr" mit Leuchtzifferblatt.
Hauptmann Melnikow nennt uns beim Vornamen, Sergeant Rasdaibeda ebenfalls. Das ist ungewöhnlich, doch ist das ja keine dienstliche Situation, und darüber hinaus wird der Sergeant ja in einigen Tagen in die Reserve entlassen.

●

Das rote Fahrzeug rast mit uns zur Flugpiste. Der Weg ist gut bekannt. Gleich hinter der Kurve biegen wir auf die Zielgerade ein, und Witka haut den höchsten Gang rein. Wir kommen nicht sofort auf die notwendige Geschwindigkeit, und Witka sagt immerzu sein: „Auseinanderfliegen soll das Ding!"
Ich sitze rechts von Viktor, dort, wo gewöhnlich unser Sergeant saß. Jetzt bin ich Kommandeur des Feuerlöschtrupps. Wenn man mal in den Rückspiegel schaut, dann kann man einige Veränderungen auf meinen Schulterstücken erkennen. Doch darum geht es nicht. Ich habe schließlich nicht damit gerechnet, man hat mich befördert. Jetzt kommt gleich eine scharfe Kurve, und ich sage zu Shigarjow:
„Gas weg!"
Witka räuspert sich unzufrieden, mit der Geschwindigkeit geht er aber herunter. Die Straße ist mit einem gelben Blätterteppich bedeckt, der an ein riesiges Tarnnetz erinnert. Gleichmäßig arbeitet der Motor, und hinter der Scheibe des Fahrerhauses huschen die Bäume vorbei. Aus der zweiten Kabine schaut unser dritter Mann heraus, Kolja Krushelni, ein Soldat des ersten Dienstjahres, ein Bursche, den wir noch nicht kennen. Das ist aber nicht entscheidend. Wie sagt doch unser Kommandeur, Hauptmann Andrejew, immer: „Wir alle, die Feuerwehrmänner der Armee, sind bis zu einem bestimmten Zeitpunkt Menschen, die keiner kennt!"

Aus dem Russischen von Hans-Joachim Jung



So hoch muß Dieter immer über das Kletterhindernis der Sturmbahn.



HAARE

baden, singen und mit Mädchen amüsieren", zitiere ich auf die Anfrage meines Stubenkumpels Atze, welche Eigenschaften ein sozialistisches Kampfkollektiv haben müsse. Er bereitet sich auf Polit vor. Meine Auskunft dankt er mir mit dem Gruß eines unerzogenen Kraftfahrers.

Ich halte absichtlich hinterm Berg damit, daß der Vers eine Lebensregel der Roten Matrosen auf dem legendären Kreuzer „Aurora" in den 30er Jahren war, als er noch in Dienst stand, und ich zitiere weiter: „Wenn du deine Dienstpflichten erfüllt hast, dann kannst du auch mal auf die Pauke haun... Entspannung und Fröhlichkeit sind ohne Zweifel auch wichtige Voraussetzungen für eine hohe Gefechtsbereitschaft."

Atze meint, da sei was Wahres dran, aber ganz sicher nicht das, was unser Schulungsgruppenleiter morgen über Mensch und Technik im modernen Krieg und über die Rolle sozialistischer Kampfkollektive hören möchte. Was ich energisch zu bezweifeln wage, weil ich unseren SGL da besser kenne. Er liebt es, wenn wir uns im Meinungsstreit tüchtig in die Haare kriegen und Beispiele aus Büchern als Argumente ins Feld führen. Ich zeige Atze die Quelle, aus der ich meine Zitatenweisheit geschöpft habe: die Memoiren von Admiral Kusnezow *„Am Vorabend"* (Militärverlag der DDR). Dieses Buch ist große Klasse! Was der ehemalige Laufbursche und Fischerjunge alles erlebt hat, bis er Oberbefehlshaber der sowjetischen Seekriegsflotte wurde — also, wenn es möglich wäre, den Mann würde ich mal in den Kompanieklub einladen!

Ich empfehle Atze, wenigstens ein paar Abschnitte in dem Buch zu lesen, und er tut das und macht sich Notizen. Dann stöhnt er los, ihm fehle noch etwas Anschauliches über das Verhältnis von Mensch und Technik, und ob ich darüber nichts auf Lager hätte. Hätte ich schon, mein Lieber: die Lebenserinnerungen des Chefs der spanisch-republikanischen Luftstreitkräfte Ignacio Cisneros, die mit dem Titel *„Kurswechsel"* ebenfalls im Militärverlag der DDR erschienen sind." Ich würde mich glücklich schätzen", schreibt Cisneros am Schluß seines Buches, „wenn meine Lebenserinnerungen dazu dienten, in Zukunft einige politische Irrtümer zu vermeiden, die von der Reaktion so stark ausgenutzt wurden." Ich glaube, wer dieses Buch gelesen hat, versteht nicht

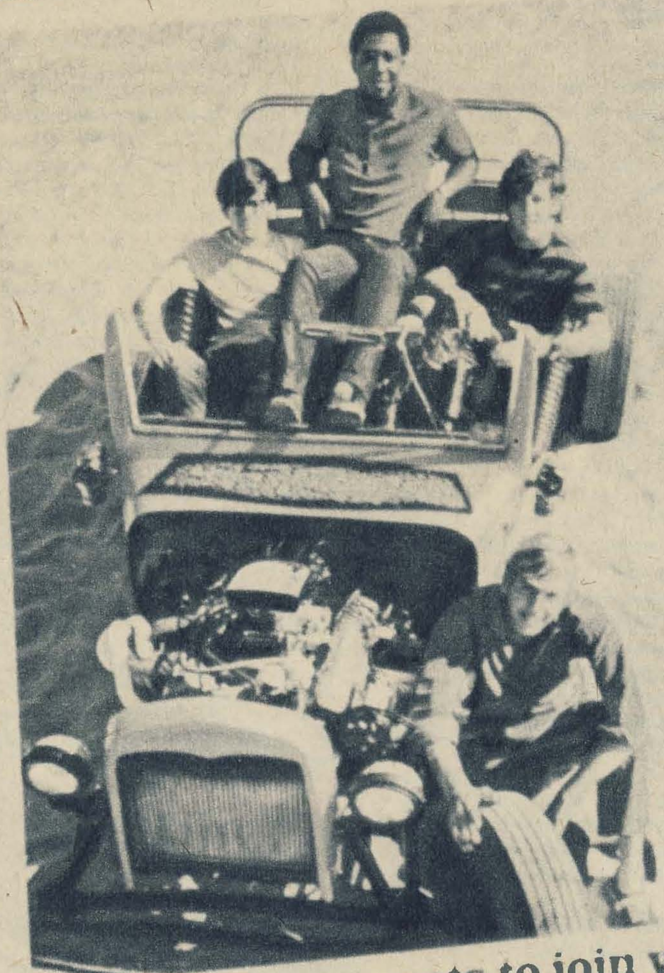
SCHNEIDEN & RASIEREN

nur, viele politische Ereignisse der Gegenwart besser zu deuten — auch das, was im letzten Jahr in Chile geschehen ist; er begreift auch tiefer, was es für die Schlagkraft einer Armee bedeutet, wenn sie von einer marxistisch-leninistischen Partei geführt wird.
Aber dazu muß man das Buch eben gelesen haben. Atze hat es nicht gelesen, und auf die Schnelle kann er das nicht nachholen. Also muß was anderes her: der Bildband *„Hanoi am Tage vor dem Frieden"* mit Fotos von Thomas Billhardt (Verlag Neues Leben). Auf den Seiten 234/235 findet Atze die gesuchten Textbeispiele für sein Thema, und die dazu passenden Fotos auf den nächsten Seiten. Er will versuchen, im Regimentsklub ein Epidiaskop aufzutreiben, das ist ein Bildwerfer auch für Aufsichtsbilder, dann können wir mit den Fotos in Polit arbeiten.
Da sich nun Atze auf die Suche nach diesem Spezialbildwerfer macht, komme ich endlich dazu, meine eigene Politvorbereitung abzuschließen. Ich beziehe meine schöngeistigen Argumente über die Entwicklung eines Kampfkollektivs aus dem Roman von Heinz Kruschel *„Die Schneidereits"*. Darin geht es um eine Panzerbesatzung, und eine ganze Weile hab ich beim Lesen gedacht — na, mit der Truppe brichts gelegentlich zusammen. Jasper, Abiturient, vom Fahrer zum Kommandanten aufgestiegen, kriegt einfach keinen Kontakt mit seinen Genossen. Der Ladeschütze hat Bammel vorm Schießen und versagt beim UF-Training. Der Fahrer ist, scheints, ein ganz großer Windhund, während der Richtschütze, dieser Franz Stein — ehrlich gesagt, obwohl er einige dicke Hunde losläßt, er ist mir von Anfang an sympathisch. Die anderen übrigens auch, trotz oder vielleicht wegen ihrer Schwächen. Jedenfalls, der Kommandant ist nahe daran, die Flinte ins Korn zu werfen, zumal er auch mit seinem Mädchen nicht mehr klarkommt... Wie Heinz Kruschel die Helden seines Romans schließlich so führt, daß sie doch ein richtiges Kampfkollektiv werden, eine Besatzung, die geradewegs auf Bestenkurs geht, das muß man schon selber nachlesen. Und, ehrlich gesagt, wenn ich morgen beim Polit mehrere Beispiele aus dem Buch anführe, verfolge ich insgeheim damit auch die Absicht, daß ich einige Genossen meines Zuges bewege, sich „Die Schneidereits" (Militärverlag der DDR) aus der Bibliothek zu holen.
Atze ist vonseiner Epidiaskopsuche immer noch nicht zurück. Ich nutze die störungsfreie Zeit, um den „Wundertäter" Stanislaus Büdner weiter durch den zweiten Band seiner im Aufbau-Verlag erschienenen Abenteuer zu begleiten. Vor siebzehn Jahren ist der erste Band des „Wundertäters" erschienen. Ich habe ihn noch einmal gelesen, damit ich den Anschluß zum zweiten finde, in dem Erwin Strittmatter, ironisch augenzwinkernd, weiter erzählt vom verschlungenen und steinigen *„Weg der Erkenntnis"* des Bäkkergesellen und Dichterlehrlings. Nach Kriegsende wird er beinahe Mitbesitzer einer Betonfabrik, fristet als „Edelhofhausdichter" sein Leben, bringt Trümmerlyrik hervor — und läuft überall davon, weil er fühlt, hier gehört er nicht hin. Ich bin beim Lesen bis dahin gekommen, wo Stanislaus auf dem Wege in sein Heimatdorf der Koffer stibitzt wird, und es sieht ganz so aus, als würde ihn das nicht abhalten, bei den gesellschaftlichen Veränderungen in Waldwiesen ein kräftiges Dichterwort mitzusprechen. Schon jetzt, auf Seite 281, steht für mich fest, daß Strittmatters Buch einen dicken roten Strich auf meiner Bücherliste erhält, und das heißt: besonders zu empfehlen! Womit das Stichwort für mich gegeben ist, dasselbe mit besten Grüßen zu tun

Euer Leser vom Dienst

Illustrationen: Hille Blumfeldt





Für die „today's Army" wird in den USA in den letzten Monaten verstärkt die Werbetrommel gerührt. Nur, um die Talente der jungen Männer zu trainieren, wie es dieses Plakat verheißt?

Die Batterie B vom 1. Bataillon des 81. Artillerieregiments der US-Army hat soeben in der Nähe von Inneringen im schwäbischen Landkreis Sigmaringen die vorbereitete Feuerstellung bezogen. Die Aufrichtbäume der drei fahrbaren Abschußrampen heben die über zehn Meter langen „Pershing 1 A" in die Senkrechte. Der Computer, der die viereinhalb Tonnen schweren Raketen auf ihr bis zu 750

PROFIS



Kilometer entferntes Ziel programmiert, wird mit den verschlüsselten Zielkoordinaten gefüttert. Noch sind nicht einmal sieben Minuten vergangen, da ist die Batterie feuerbereit.

Die GI's haben bei dieser turnusmäßigen „Ernstfall-Übung" nach dem NATO-Plan QRA ihre Handgriffe wieder einmal erledigt. Wie andere in der Endmontage bei Ford Radmuttern festziehen oder im Chikagoer Schlachthof Rinder zerteilen. Was interessiert es sie, wo „das Ding platzen soll".

Einmal, da hatte so ein Richtkanonier verrücktgespielt, nachdem er dahintergekommen war, daß das Geschoß auf die Millionenstadt Prag eingestellt war. Der Obergefreite war danach zum Soldaten degradiert worden. Er hatte in den Wiley Barracks in Neu-Ulm nur noch Toiletten und Duschräume geschrubbt, wenn er nicht gerade Stubenarrest abzusitzen hatte. Aber das liegt schon anderthalb Jahre zurück.
Sie, die Neuen, sind da aus ganz anderem Holz. Kernladungen von der mehrfachen Vernichtungskraft der Hiroshima-Bombe mit achtfacher Schallgeschwindigkeit nach Budapest, Prag, Lodz, Berlin oder auf die Insel Rügen zu richten (und auch bedenkenlos zu schießen), das ist für sie eben nicht mehr, aber auch nicht weniger, als ihr Job. Ein Job, auf den nicht nur sie, die GI's, allerhand setzen.
In Vietnam hatten die Amis trotz materieller Überlegenheit und grausamster Kriegsführung die größte militärische Niederlage ihrer Geschichte einstecken müssen. Daraus zog man auch seine Schlußfolgerungen. Aber eben typisch imperialistische. Nicht, daß sie einen ungerechten, unmenschlichen Krieg geführt hatten, war demnach schuld am Mißerfolg, sondern die niedere Moral der Mannschaften. „Das prinzipielle Mannschaftsproblem im Vietnamkrieg und seine Nachwirkungen entsprangen der Tatsache, daß große Teile der Mannschaften aus kurzdienenden, unwilligen Wehrpflichtigen bestanden, die jährlich vom Kriegsschauplatz ausgewechselt wurden. Was würde ein Unternehmer sagen, wenn seine Beschäftigten für zwei Jahre zwangsrekrutiert würden und jedes Jahr wechselten", hatte die amerikanische Militärzeitung „The Stars and Stripes" geklagt.
Und eine vierzehnköpfige Regierungskommission unter dem Vorsitz des ehemaligen Kriegsministers Gates machte dem Präsidenten ganz offiziell den Vorschlag, daß den Interessen des USA-Imperialismus „besser mit einer Freiwilligen-Streitmacht gedient ist, die durch eine wirkungsvolle Notstandswehrpflicht unterstützt wird, als mit einer aus Freiwilligen und Eingezogenen gemischten Armee".
So kam es, daß seit Juni 73 in den USA keine Einberufungsbefehle mehr verschickt werden. Umso mehr wird die Werbetrommel gerührt. Wer heute in den Staaten zu Army geht, der tut es, weil ihn die Möglichkeit lockt, „viele andere Länder kennenzulernen oder sein Talent zu trainieren". Die Überzahl der Bewerber dürfte aber wohl einfach nur einen Job suchen, um Dollars zu machen.
Schon ab 1. Mai 1973 war das „Antrittsgeld" für Rekruten, die sich für vier Jahre zu einer „Kampfeinheit" verpflichteten, auf 2500 Dollar erhöht worden. Das monatliche „Private" für Freiwillige im niedrigsten Dienstgrad stieg von rund 95 Dollar auf 332 Dollar. Damit kann sich die Bezahlung der Söldner, alle Vergünstigungen wie freie Kost, Unterbringung, Krankenversicherung und Rentenansprüche mit einberechnet, neben den Tarifen der Industrie durchaus sehen lassen.
Mit diesen Maßnahmen will der US-Imperialismus nun aber keineswegs den Armen, den Arbeitslosen und den Farbigen eine Chance bieten, „Anschluß an die amerikanische Gesellschaft zu finden". Man äußerte recht nachdrücklich die Befürchtung: „Wird die neue Armee zu einem Auffanglager für die unterprivilegierten Minderheiten und die Armen?" Strenge Auslesebestimmungen für die Bewerber sollen deshalb nicht nur dafür sorgen, daß wegen der technisch hoch entwickelten Waffensysteme etwa 70 Prozent der Neueingestellten eine entsprechende Schulbildung besitzen. Die Rekrutierungsmaßstäbe sollen auch verhindern, daß sich gerade die „Unterprivilegierten" in der Armee konzentrieren. Jene, die objektiv den allerwenigsten moralischen Grund haben, für die Herrschenden ihre Haut zum Markte zu tragen, und die deshalb für die Imperialisten einen Unsicherheitsfaktor in ihren aggressiven Streitkräften bilden.
Was das Pentagon braucht, das sind Leute, die politisch weitestgehend unkritisch sind, aber über ein gewisses Maß naturwissenschaftlicher Bildung verfügen. Söldner, die für Dollars auch bereit sind, zu glauben, sie täten mit ihrem Job etwas gegen die „bolschewistische Gefahr", für „Freiheit und Demokratie". Profis, die sowohl militärisch als auch ideologisch länger auf künftige Aggressionen vorbereitet werden können, damit sie routiniert und skrupellos nicht nur im Schwäbischen Computer für Kernwaffenträger mit den Koordinaten von „Ostzielen" füttern.
Gleichzeitig mit dem Übergang zur reinen Berufsarmee laufen einige andere Vorhaben, die Washington ausgeheckt hat, um sich den Veränderungen im internationalen Kräfteverhältnis „anzupassen". Dazu gehört auch eine Rationalisierung der Streitkräfte, die z. B. in einem Detail so aussieht: „Die Kampfkraft des US-Heeres in Europa wird durch die zusätzliche Fallschirmjäger-Einheit verstärkt, die auf Grund der Verringerung der Mitarbeiter gebildet werden konnte, die in Stäben und anderen Überseeposten tätig waren." Diese „Einheit" ist eine Brigade und besteht aus 1000 Mann.

Bei den Luftstreitkräften wird die Anzahl der Basen (vorwiegend durch Zusammenlegungen) von 150 auf 100 verringert, ohne allerdings die Kampfstaffeln zu reduzieren. Verstärkt werden Armeeplanstellen in Stäben und Depots zu Zivilplanstellen umgewandelt. General Westmoreland — vor seinem Einsatz als Generalstabschef führte er das Kommando über die Aggressionstruppen in Vietnam — nannte in einem internen Vortrag vor hohen Offizieren eine weitere Rationalisierungsmethode: „Die neuen Waffensysteme mit weniger Bedienungskräften ermöglichen es, die Kampfkraft der Landstreitkräfte bei geringerem Personalbestand zu erhöhen."

Durch Zusammenlegung und Auflösung von Stäben, Ausbildungscamps, Flugplätzen und Häfen, durch effektivere Waffensysteme werden ganze 50 000 Mann an Stabs-, Bedienungs- und Wachpersonal eingespart. Diese krampfhafte Reduzierung auf eine Mannschaftsstärke von immerhin noch 2,2 Millionen Mann soll nach außen hin gegenüber der eigenen Bevölkerung und der Weltöffentlichkeit die aggressiven imperialistischen US-Streitkräfte als Nixons „Friedensarmee" ausweisen. Eigentlich beabsichtigt und erreicht wurde aber: „Gegenwärtig ist der Anteil der Kampfstärke an der Gesamtstärke der höchste, den es jemals gab." So urteilte „The Stars and Stripes".

Und in der „Army Times" vom 18. April 1973 hieß es: „Künftige Einsparungen in der Mannschaftsstärke müssen zumindest ausgeglichen werden durch Investitionen für erstklassige Waffen." Die Entwicklung eines neuen Kampfpanzers und der Bau stärkerer Hubschrauber stehen bei den Landstreitkräften hierbei im Vordergrund. Damit sollen die taktische und die strategische Beweglichkeit, die Feuerkraft und die Reichweite erhöht werden.

Die strategischen Waffen der Luftstreitkräfte, die etwa 75 Prozent des strategischen Kernwaffenpotentials der USA ausmachen, sollen Mehrfachsprengköpfe erhalten, durch die mit einer Rakete mehrere Ziele bekämpft werden können. Daneben sind Sprengköpfe mit größerer Zerstörungskraft in der Entwicklung. Sogenannte Mini-Nuks, Atomwaffen, die mit den verschiedensten Trägermitteln zu verschießen sind, sollen kleinere Ziele genauer treffen. Die taktischen Fliegerkräfte trainieren verstärkt ihre Doppelfunktion — sowohl nuklearer als auch konventioneller Einsatz. Dazu gehört auch das Überwinden größerer Entfernungen im Verband. Hunderte Jäger und Jagdbomber könnten schon heute nach 24 Stunden in Europa und nach 30 Stunden in Asien sein.

„Die höchste Priorität erhielt die Marine", hieß es im „Armed Forces Journal". Sie soll „in den siebziger Jahren zur Hauptgattung der US-Streitkräfte werden". Nach einem für die nächsten zehn Jahre geltenden Schiffsbauprogramm sollen für 50 Milliarden Dollar 233 Schiffe mit einer Gesamttonnage von 1,7 Millionen t gebaut werden. Im Mittelpunkt stehen dabei 12 „Trident"-Atom-U-Boote, von denen jedes 24 Interkontinentalraketen mit zehn Mehrfachsprengköpfen und 6400 Kilometern Reichweite mit sich führen soll.

Alles in allem ist das Bestandteil einer Strategie, die sich „realistische Abschreckung" nennt. Sie ist die militärpolitische Seite der Nixon-Doktrin. Nach Aussagen führender USA-Politiker betont sie gegenüber früheren Strategien noch stärker das „aktive" Element. Sie soll jeden Gegner — gemeint sind damit die antiimperialistischen Friedenskräfte — zwingen, eine Defensivstellung einzunehmen, und den USA die Initiative in der Weltpolitik zurückgeben. Militärische Macht soll im Rahmen imperialistischer „Anpassung" noch stärker zum Mittel der Politik werden. Das gilt anscheinend vor allem gegenüber Europa, wo die Friedensoffensive des Sozialismus bisher die größten Erfolge zeigte. 228 000 Mann an US-Truppen, mehr als in ganz Asien, sind bereits allein in der BRD stationiert. Sie ist der größte ausländische Stützpunkt der USA.

„Um seine Position zu stärken, hat der Präsident eine drastische Reformierung der Landstreitkräfte in Europa angeordnet. Vor Jahren hatte Vietnam Vorrang bei Auffüllung und Ausrüstung, und die Streitkräfte in Europa erhielten, was übrig blieb. Jetzt ist das ganz anders. Zwei Panzerbataillone, zwei Kompanien Kampfhubschrauber und ein Luftabwehrbataillon sind bereits hinzugekommen. Auch neue Ausrüstung strömt herein — Fahrzeuge, Hubschrauber, Nachrichtenmittel und vieles andere". So stand es im Juni 73 in „The Stars and Stripes".

„Man darf nicht fragen, wieviel Zeit seit dem zweiten Weltkrieg vergangen ist. Vielmehr muß die Frage gestellt werden — wieviel Zeit verbleibt uns noch bis zum dritten Weltkrieg", sagte auf der NATO-Ratstagung im Sommer des vergangenen Jahres der Oberkommandierende der NATO-Truppen in Europa, US-General Goodpaster.

Profis im Kriegshandwerk seit ein paar Monaten — die GI's von Inneringen und anderswo. Profis in Aggressionsbestrebungen seit jeher — die Mächtigen der USA.

Oberleutnant K.-H. Melzer

Sowjetische Panzer halten auf den Elbwiesen. Die Luken klappen auf. Soldaten in den typischen schwarzen Kombinationen der sowjetischen Panzertruppen springen zur Erde, vertreten sich die Beine. Gemächlich schlendern Männer in amerikanischen Uniformen auf sie zu, gummikauend, die Hände in den Hosentaschen. Mosfilm dreht einen Streifen über die Begegnung an der Elbe des Jahres fünfundvierzig. In Gruppen stehen die Uniformierten nun beieinander — radebrechend, gestikulierend. „Umschulungslehrgang". Fahrer und Kommandanten der Kompanie lernten — fahren. Und zwar auf dem altbewährten T-34, dem kampferprobten Veteranen. Ein Offizier, der diesen Panzertyp noch aus früheren Jahren kannte, wurde zur Ausbildung herangeholt.

„Junge, Junge!" staunten die Umgeschulten respektvoll. „Allerhand, was die Fahrer damals so leisten mußten. Der T-34 verlangt ja Schwerarbeit. Unseren ‚Dicken' lenken wir heute dagegen fast mit dem kleinen Finger."



Wortbrocken fliegen hin und her. Dabei ist doch Drehpause! Soviel Detailtreue wirkt verblüffend. Näherkommend, stellt man dann fest, daß sich hier tatsächlich Angehörige verschiedener Nationen unterhalten. Auf russisch und auf deutsch. Sowjetsoldaten und Angehörige der NVA. Erstere als Amerikaner, letztere als Rotarmisten verkleidet! So etwas gibt es wahrhaftig nicht alle Tage.

Leutnant Simon, junger Kompaniechef im Truppenteil „Otto Buchwitz", hat ebenso wie seine Genossen viel Freude an der besonderen „Gefechtsaufgabe". Auch wenn sie allesamt kaum noch aus den schwarzen Kombis herauskommen. Wer hätte gedacht, daß die Filmerei so anstrengend ist, daß hier nicht weniger Disziplin gefordert wird als im täglichen Dienst, und daß schließlich solch ein Regisseur sich oft energischer durchsetzt als mancher Kommandeur!

Noch bevor allerdings die Klappe zum erstenmal fiel, ging es erst einmal auf einen dreitägigen

Sind die Anforderungen geringer geworden? Leutnant Simon weiß, daß dem nicht so ist, selbst, wenn man zum Lenken eines Panzers — dank technischer Hilfen — nicht mehr soviel Körperkraft braucht wie früher. Insgesamt ist jedoch zur vollen Beherrschung der Kampftechnik — wie überall — auch hier eine höhere Qualifikation nötig. Und das nicht nur heute, sondern auch morgen und übermorgen.

Daß Qualifizierung eine immer wieder neu zu lösende Aufgabe ist, hat Roland Simon in dem bisherigen knappen Vierteljahrhundert seines Lebens bereits am eigenen Leibe erfahren. Konkret in der Kompanie, die er heute führt. Seit 1967 dient er in den Reihen des Truppenteils „Otto Buchwitz".

Kommandant war er damals geworden, also durchaus ein Mann mit hoher Verantwortung und auch mit entsprechender Qualifikation — die freilich, gemessen an seinen Fähigkeiten sowie an dem sich ständig erhöhenden Anspruchsniveau, bald nicht mehr reichte. Er ging

zur Offiziersschule, kam als Zugführer zurück in die Kompanie und führt sie nun schon seit über einem Jahr.

„Ich versuche, nie zu vergessen", so sagt er, „daß ich selbst einmal Kommandant war, und daß es durchaus von Bedeutung ist, wie die Befehle des Kompaniechefs bei den Kommandanten ankommen."

In dieser Meinung wird er von einem „Kollegen aus der Nachbarschaft" bestärkt, dem Chef der ebenfalls 3. Kompanie des sowjetischen Ko-

Bereits langjährige Tradition sind die engen freundschaftlichen Beziehungen zwischen dem Truppenteil „Otto Buchwitz" und dem Kotowski-Regiment, wie dessen Name üblicherweise von den Soldaten abgekürzt wird. Exakt heißt es: Proskurow-Berliner Garde-Panzerregiment „G. I. Kotowski". Aber auch Leninregiment wird es genannt — und das nicht nur, weil es zum 50. Jahrestag der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution vom ZK der KPdSU und vom Ministerrat der UdSSR das Lenin-Ehrenbanner

Tankistenfreundschaft

Major Gerhard Borchert

towski-Regimentes. Auch das Qualifizierungsproblem innerhalb ihrer Einheiten packen sie in zunehmendem Maße gemeinsam an. Stets ist irgend etwas los, wenn Genossen der beiden Kompanien zusammentreffen. Am beliebtesten sind in der Kompanie Simon u. a. Vergleichskämpfe im Panzerfahren, während die sowjetischen Waffenbrüder vor allem die Sturmbahn bevorzugen. Keine Frage, daß es sich dabei um die jeweiligen „Spezialstrecken" handelt, in denen man den anderen zur Zeit um eine Nasenspitze voraus ist.

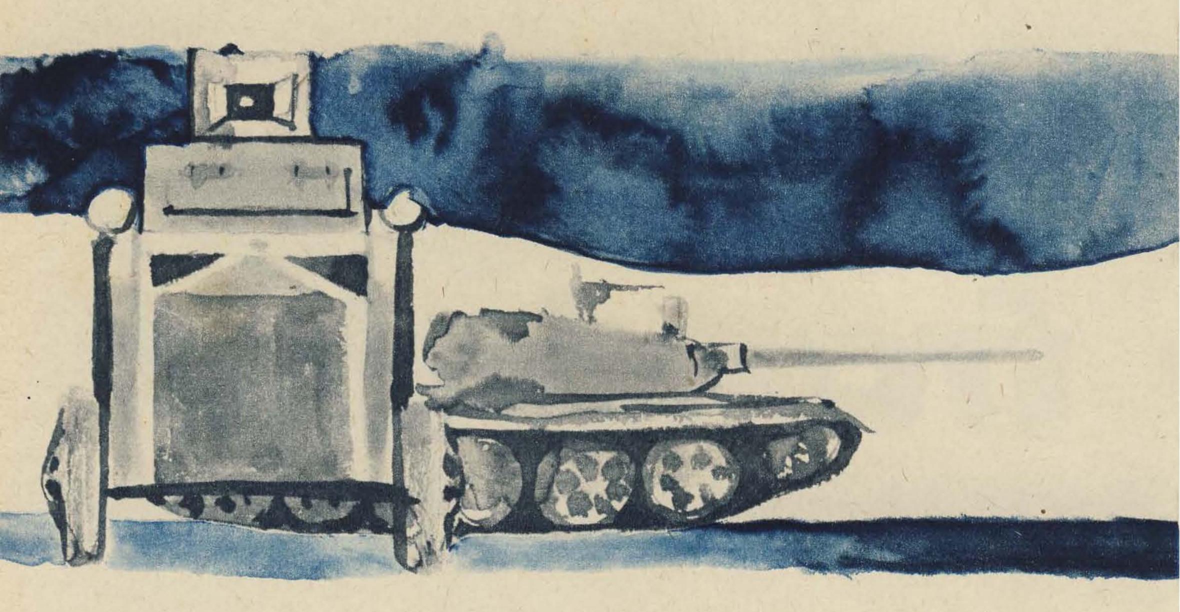
Da sich solch gegenseitig beflügelnder Wettbewerb natürlich äußerst positiv auf die jeweiligen Leistungen auswirkt, können demnächst durchaus Panzerschießen, Schutzausbildung oder auch andere militärische Wettkampfdisziplinen, in denen die Ergebnisse gegenwärtig zwar ausgewogen sind, aber noch Reserven stecken, aktuell werden. Ähnlich sieht es auch in anderen Einheiten beider Truppenteile aus.

für hervorragende Leistungen verliehen bekam. Es gibt noch einen weiteren Grund: Diese Formation ist älter als der Rote Oktober!

Als Panzerautoabteilung der damaligen Petrograder Garnison war es eine der ersten militärischen Einheiten auf seiten der Bolschewiki. In der bürgerlich-demokratischen Februarrevolution stürmten seine Soldaten das zaristische Regierungsgebäude und besetzten u. a. auch den Krzesinski-Palast, der dann dem Politbüro des Zentralkomitees zur Verfügung gestellt wurde.

Zwei seiner Panzerautos fuhren am Abend des 3. April 1917 zum Finnländischen Bahnhof, wo Lenin vom Turm eines dieser Autos die historische Losung „Alle Macht den Sowjets!" verkündete. Auf Lenins persönliche Weisung wurde die Einheit am 23. Oktober 1917 zur 1. Fliegenden Rotgarde-Panzerwagenabteilung. Sie nahm am Sturm auf das Winterpalais teil und verteidigte bald darauf Petrograd gegen die

Kosaken Krasnows. Bei Pskow wurde sie eingesetzt, und ihre Soldaten kämpften gegen die bewaffneten weißgardistischen Banden von Denikin, Pilsudski, Machno, Petljura und Antonow. Bis nach Perekop, das sie erstürmten — zwischen Asowschem und Schwarzem Meer —, führte sie ihr Kampfweg im Bürgerkrieg.
Im Jahre 1926 wurde aus der Abteilung ein Regiment, und es erhielt seinen ersten Ehrennamen, nämlich den des Kavalleriekommandeurs und Bürgerkriegshelden Grigori



Iwanowitsch Kotowski. Als die Truppen Nazideutschlands in die Sowjetunion einfielen, zog das Kotowski-Regiment wieder vom ersten Tag an in den Kampf. In rund 1400 Kriegstagen erfuhren die Panzersoldaten die Bitternis des Rückzuges, aber auch die Freude über Siege. Sie befreiten neun große Städte, überquerten sechs Flüsse und vernichteten über 300 gegnerische Panzer sowie 400 Geschütze.
Für die Befreiung Proskurows (heute Chmelnizki) in der Ukraine wurde dem Regiment sein zweiter Ehrenname verliehen. 1945 erhielt es für seine Teilnahme an der Berliner Operation — es drang als eines der ersten zum Brandenburger Tor und zum Reichstag vor — seinen dritten.
Der hier nur in groben Umrissen geschilderte Kampfweg des Kotowski-Regimentes ist im befreundeten Panzertruppenteil „Otto Buchwitz" auch in seinen Details gut bekannt. Großen Anteil hat daran ein nun schon längere Zeit arbeitender Traditionszirkel. Schlägt man seine Waffenbrüderschaftschronik auf, so enthüllt sich in wenigen Worten auch seine Geschichte: „Am Anfang stand eine Soldatenfreundschaft zwischen dem Panzergardeschützen Boris Kirjuschin und dem Panzersoldaten Christian Wolf. Daraus wurde die Idee geboren, den Kampfweg unseres Patenregimentes zu erforschen."
Wer diesen Kampfweg kennt und in das Kotowski-Regiment kommt, den verwundert es sicher nicht, gleich am Kasernentor ein originalgetreues Modell des historischen leninschen Panzerautos zu finden. Wenig später, am Eingang zum Fahrzeugpark, stößt er dann freilich ein zweites Mal auf ein solches Modell. Es steht auf einem Postament — und hat nun schon seine eigene Geschichte:
Dieses Fahrzeug nämlich paradierte am 7. November 1967 — anläßlich des 50. Jahrestages der Oktoberrevolution — über den Roten Platz in Moskau. Eine Sonderanfertigung gewissermaßen, zu Ehren des großen Feiertages.
Ein Veteran des Regimentes, der Marschall der Panzertruppen Polubojarow, setzte sich für seine alte Truppe ein. Dank seiner Fürsprache kam die begehrte Trophäe, nach der viele jagten, dorthin, wo sie von Rechts wegen auch hingehörte.
Die übrigen Panzerfahrzeuge des Kotowski-Regimentes unterscheiden sich freilich inzwischen erheblich von ihrem historischen Vorbild. Und auch die Waffenbrüder des Buchwitz-Truppenteils schauen mehr mit Ehrfurcht als mit technischer Bewunderung auf die alten Panzerveteranen. Ihnen ist die moderne Technik vertraut — die freilich auch aus der Sowjetunion stammt, so wie das Modell des

Panzerautos.
Das ist übrigens, wie sich schon öfter zeigte, in verschiedener Hinsicht von großem Vorteil. Beispielsweise, wenn es sich mit dem Neuesten vertraut zu machen gilt. Auch darüber ist in der Waffenbrüderschaftschronik so manches verzeichnet.
Da kann man u.a. davon lesen, daß der Truppenteil vor Jahren neue Panzer erhielt. Alles bimste und lernte, um sie möglichst schnell zu beherrschen. Mit Bangen dachte so mancher an



die erste Unterwasserfahrt, die unaufhaltsam näher kam. Theoretisch war alles gut vorbereitet — praktisch mangelte es ganz einfach an Erfahrung; und das erzeugt Unsicherheit, wenn nicht gar Angst. Da erschienen die Genossen vom Kotowski-Regiment im Feldlager, denn sie betrachteten, wie es in der Chronik heißt, diesen Ausbildungsschwerpunkt ihrer Waffenbrüder „auch als ihre Aufgabe."
„Mit großer Erfahrung und Sachkenntnis", so vermerkte der Chronist weiter, „zeigten die sowjetischen Panzersoldaten nochmals, worauf es beim Abdichten der Fahrzeuge besonders ankommt. Dieser Erfahrungsaustausch trug wesentlich dazu bei, daß wir die Gesamteinschätzung ‚sehr gut' erhielten."
Das war noch, bevor Leutnant Roland Simon im Panzertruppenteil „Otto Buchwitz" seine Laufbahn begann. Inzwischen hat es schon wieder sehr viele Neuerungen gegeben; und so lernten auch er und die mit ihm dienenden Genossen die freundschaftliche Hilfe der sowjetischen Waffengefährten kennen.

„Jeder aus der Kompanie war auch schon bei den Freunden im Objekt", sagte er, „und natürlich im Traditionskabinett."
Ein großes steinernes Relief im Kasernenbereich bewahrt u.a. das Andenken an die neunzehn Helden der Sowjetunion des Kotowski-Regiments. Jedesmal, wenn Angehörige der Nationalen Volksarmee zu erstenmal ins Objekt kommen, verharren sie ein Weilchen vor dem Monument und lassen sich die Geschichte eines Mannes erzählen, der auf dem Relief abgebildet ist und den der Genosse Simon auch deshalb in gewissem Maße als sein Vorbild betrachtet, weil er gleich ihm — wenn auch nun fast drei Jahrzehnte früher — Kompaniechef in einer sozialistischen Armee war.
Die 1. Kompanie des 1. Bataillons führte Oberleutnant Pjotr Grustnew. Im Kampf um die Ortschaft Heckendorf blieb er am 17. März 1945 mit seinem Panzer im Feuer der Faschisten liegen. Sein Richtschütze und der Ladeschütze fielen. Mit MG und Kanone verteidigten sich der Oberleutnant und der Fahrer bis in die Nacht hinein. Dann reparierten sie den Panzer notdürftig und setzten in der Frühe den Kampf fort. Allein. Zwölf Stunden lang. Geschickt manövrierend und jede Deckung ausnutzend. Bis sie der Tod ereilte.
Als kurz darauf Einheiten der Sowjetarmee Heckendorf erobern konnten, wurden in Grustnews Kampfbereich gezählt: fünf zerstörte Sturmgeschütze, drei Kanonen, fünf Erdbefestigungen, fünfundsiebzig gefallene faschistische Soldaten und Offiziere...

Musterung und Einberufung zum Wehrdienst

„Sie werden hiermit aufgefordert, zur Musterung zu erscheinen." In sachlichem Ton sind die Aufforderungen gehalten, die von den Wehrkreiskommandos verschickt werden. In diesem Jahre sind sie an die Wehrpflichtigen des Geburtsjahrganges 1956 gerichtet. Sie treffen die Achtzehnjährigen zwar nicht völlig überraschend, weil die meisten den Wehrdienst bereits eingeplant haben. Doch tauchen Fragen auf, die zu beantworten sind. Mit nachstehenden Informationen wollen wir ihnen helfen, möglichst gut vorbereitet zur Musterung zu kommen.

Das von der Volkskammer der DDR am 24. Januar 1962 beschlossene Wehrpflichtgesetz bezeichnet es als ehrenvolle Pflicht, das sozialistische Vaterland und die Errungenschaften der Werktätigen zu schützen. Das Gesetz basiert auf Artikel 51 der UNO-Charta, der das Recht eines jeden Staates auf individuelle und kollektive Selbstverteidigung betont.

Die Wehrpflicht erstreckt sich auf die männlichen Bürger der DDR vom 18. bis zum vollendeten 50. Lebensjahr, bei Offizieren bis zum 60. Lebensjahr. Im Verteidigungszustand sind alle männlichen Bürger vom 18. bis zum 60. Lebensjahr wehrpflichtig. Unberührt davon haben die Bürger unseres Staates das Recht, freiwillig in der NVA zu dienen. Der moderne Charakter unserer Armee und die Aufgaben der sozialistischen Landesverteidigung machen es erforderlich, daß sich möglichst viele Wehrpflichtige freiwillig für eine längere Dienstzeit bereiterklären. Auch viele Angehörige des Jahrganges 1956 haben sich bereits vor der Musterung entschlossen, als Offiziere, Berufsunteroffiziere, Unteroffiziere bzw. Soldaten auf Zeit aktiven Wehrdienst zu leisten.

Im Gesetz wird gesagt, was alles zur Wehrpflicht gehört: die Pflicht, zur Musterung und Diensttauglichkeitsuntersuchung zu erscheinen, aktiven Wehrdienst und Reservistenwehrdienst in der NVA zu leisten und Veränderungen zur Person dem zuständigen Wehrkreiskommando mitzuteilen.

In der Regel werden die Wehrpflichtigen durch die VP-Meldestelle erfaßt, d.h. namentlich registriert, in deren Bereich sich ihre Hauptwohnung befindet. Wer eine Nebenwohnung hat, wird nur dort erfaßt, wo sich seine Hauptwohnung befindet. Auf der Grundlage der bei der VP-Meldestelle vorliegenden Angaben legt das Wehrkreiskommando die Wehrunterlagen an. Unabhängig davon ist jeder Wehrpflichtige, auch der gediente Reservist, verpflichtet, dem Wehrkreiskommando unverzüglich alle Veränderungen zur Person mitzuteilen. Das soll persönlich geschehen bei Änderung des Wohnsitzes, der Absicht, sich länger als zwei Monate an einem anderen Ort aufzuhalten, sowie bei Auslandsreisen. Eine schriftliche Nachricht genügt bei Änderung des Namens, des Familienstandes, der Arbeitsstelle, des Berufes, der Ausbildung, ärztlich festgestellten schweren körperlichen oder anderen gesundheitlichen Beeinträchtigungen. Das Wehrkreiskommando kann den Wehrpflichtigen auch auffordern, persönlich zu erscheinen, wenn es dies als notwendig erachtet.

Mit der Aufforderung zur Musterung erhält der Wehrpflichtige eine Antwortkarte, die er ausgefüllt noch vor der Musterung dem WKK zurückgeben soll. Darauf werden Angaben zu seiner Person verlangt, mit denen die Wehrunterlagen ergänzt werden können.

Die Musterung stellt fest, welche Wehrpflichtigen auf Grund ihrer Tauglichkeit sowie der beruflichen und sonstigen Voraussetzungen für den Wehrdienst geeignet sind und welche von ihnen einberufen werden können.

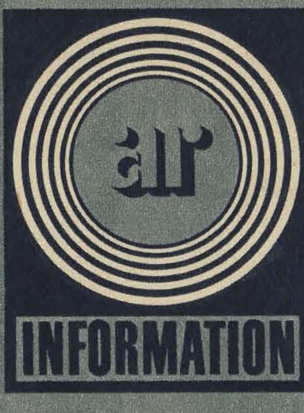
Dazu sollen die Wehrpflichtigen mitbringen: Personalausweis, SV-Ausweis, Brille (falls vorhanden) und eine Augengläserbestimmung (vom Augenarzt bzw. Optiker), Impfnachweis u.a. Gesundheitsdokumente, ferner Schulzeugnis, Nachweis über berufliche und andere Qualifikationen, Fahrerlaubnis, Nachweis über die Art der GST-Ausbildung, Mitgliedsbücher von Parteien und Massenorganisationen, ein Paßbild (3 × 4 cm, Halbprofil, ohne Kopfbedeckung) und selbstverständlich das Aufforderungsschreiben. Für die medizinische Untersuchung ist es ratsam, Turnhose zu tragen.

Die Musterung wird nach der vom Nationalen Verteidigungsrat der DDR erlassenen Musterungsordnung vom 30. Juli 1969 durchgeführt. Sie umfaßt die Ergänzung der Wehrstammkarten, die medizinische Untersuchung, Aussprachen mit den Wehrpflichtigen zur Gewinnung für den Dienst als Berufsunteroffizier, Unteroffizier bzw. Soldat auf Zeit, die Entscheidung der Musterungskommission und deren Bekanntgabe an die Wehrpflichtigen.

Durch die medizinische Untersuchung wird die Diensttauglichkeit festgestellt. Dazu können die Wehrpflichtigen auch zu einer Röntgenuntersuchung aufgefordert und, falls notwendig, dem Facharzt vorgestellt werden. Nach dem Untersuchungsergebnis entscheidet die Musterungskommission, ob der Wehrpflichtige für den Wehrdienst tauglich, zeitlich oder dauernd dienstuntauglich ist. Dauernd Dienstuntaugliche sind vom Wehrdienst ausgeschlossen und erhalten einen Ausmuste-

rungsschein. Wer zeitlich dienstuntauglich ist, kann später erneut auf seine Tauglichkeit untersucht werden.
Die körperliche und gesundheitliche Verfassung spielt auch eine Rolle, wenn über die Eignung für bestimmte Dienstlaufbahnen entschieden wird. In verschiedenen Funktionen werden unterschiedliche Anforderungen gestellt; Panzersoldaten sollen z. B. nicht über 1,80 m groß sein, Bordpersonal der Volksmarine nicht über 1,85 m. Ausgangspunkt für die Entscheidungen der Musterungskommission sind stets die Bedürfnisse der NVA, die beruflichen und anderen Qualifikationen und in Übereinstimmung damit auch persönliche Wünsche der Wehrpflichtigen.
Die tauglichen und zeitlich untauglichen Wehrpflichtigen empfangen nach Abschluß der Musterung ihren Wehrdienstausweis und die Kennmarke. Sie müssen diese Dokumente sorgfältig aufbewahren und vor jeglichem Mißbrauch schützen. Vor einer Auslandsreise sind die Dokumente beim WKK zu hinterlegen.
Die Einberufung erfolgt zu dem Zweck, die NVA, die Grenztruppen der DDR und die Organe des Wehrersatzdienstes (Bereitschaftspolizei, Einsatzkompanien der Transportpolizei, Einheiten des Ministeriums für Staatssicherheit sowie Baueinheiten der NVA) personell aufzufüllen. Das geschieht mit einem Einberufungsbefehl, der den Wehrpflichtigen vom Wehrkreiskommando mindestens zwei Wochen vorher zugeschickt wird. Die einzuberufenden Wehrpflichtigen werden nach den militärischen Erfordernissen ausgewählt. Man kann erst einberufen werden, wenn man 18 Jahre alt ist. Der späteste Termin für die Einberufung zum Grundwehrdienst ist der 31. Dezember des Jahres, in dem man das 26. Lebensjahr vollendet. Der Einberufungsbefehl enthält den Tag und die Dienststelle der Einberufung. Von diesem Tag 0.00 Uhr an ist der Einberufene Armeeangehöriger und unterliegt den entsprechenden gesetzlichen und militärischen Bestimmungen.

Das war schon



Das kommt noch

Fähnriche

Eingaben und Beschwerden

Militärhandel

Dieser AR-Information liegen u. a. das Wehrpflichtgesetz, die Musterungsordnung, die Dienstlaufbahnordnung, die Tauglichkeits- und Eignungsordnung sowie die Unterhaltsverordnung zugrunde.

Auf dem Einberufungsbefehl wird genannt, was alles mitzubringen ist: Wehrdienstausweis, Einberufungsbefehl, Toilettenartikel, Schuhputzzeug, Eßbesteck, Schlafanzug oder Nachthemd, Näh- und Stopfzeug, Taschentücher, Kleiderbürste und -bügel sowie im Besitz befindliche Dienstkleidung der NVA (nur für gediente Reservisten). Ferner sollte man auch an solche Dinge denken wie schwarze Halbschuhe sowie schwarze bzw. graue Socken (für den Ausgang), Badehose, Taschenmesser, Schreibsachen. Einige Gegenstände werden doppelt verlangt; sie sind für das Alarmgepäck bestimmt, das bekanntlich stets griffbereit sein muß.
Bis spätestens 3 Tage vor der Abreise muß sich der Einberufene bei der zuständigen VP-Meldestelle zum Wehrdienst abmelden. Das ist nicht erforderlich bei Einberufung zum Reservistenwehrdienst. Für die Fahrt vom Wohnort zum Standort des Truppenteils gilt der Einberufungsbefehl als Fahrausweis für die 2. Klasse der Eisenbahn sowie für den Kraftomnibusverkehr, für die Fahrt ist die kürzeste Strecke zu wählen.
Der Einberufungsbefehl ist auch im Betrieb bzw. bei der Arbeitsstelle rechtzeitig vorzulegen. Die Betriebe sind gesetzlich verpflichtet, mit ihren Betriebsangehörigen, die aktiven Wehrdienst leisten, ständig enge Verbindung zu halten. Sie sollen auch die Familienangehörigen ihrer Soldaten in das gesellschaftspolitische Leben des Betriebes einbeziehen und ihnen erforderlichenfalls Hilfe und Unterstützung gewähren.
Für Wehrpflichtige, die den Grundwehrdienst ableisten, ist der Einberufungsbefehl schließlich das Dokument, mit dem sie für ihre unterhaltsberechtigten Angehörigen die Zahlung von Unterhaltsbeträgen sowie Beihilfen beantragen können. Diese Anträge sind an die Abteilung Gesundheits- und Sozialwesen bei dem für ihren Wohnort zuständigen Rat der Gemeinde, des Stadtbezirks oder des Kreises zu richten (siehe dazu die AR-Information in Heft 6/1973).



Gerd UND Gerda



DER MONTAGMORGEN

Gerda erwachte am Montag sehr früh. Ihr ist, als hätte sie gar nicht geschlafen, sondern ununterbrochen sich an den Sonntag erinnert. Sie rührt sich nicht. Wieder spürt sie jene sonderbare gute Spannung im ganzen Körper, die sie gestern nachmittag zum ersten Male empfand. Als hätte Gerd alles an ihr aus einem Schlaf erlöst, lebendig und fühlbar gemacht.
In der Ferne rollt eilig ein Zug irgendwohin. Dann dröhnt ein leerer Hänger blechern auf überm Kopfsteinpflaster der Altstadt. Vielleicht fährt er den Mühlendamm entlang und dann weiter die Domlindenstraße hinunter. Wie sie gestern mit Gerd gegangen ist, morgens aus der Stadt und abends, nachdem sie das Boot festgemacht hatten, langsam wieder in die Stadt zurück. In ihre Stadt.
Gerda steht auf, zieht den Vorhang beiseite und tritt nahe ans Fenster. Sie sieht Dächer und Baumkronen, links vom Morgendunst wie weggerückt die sechzehn qualmenden Schornsteine des Stahlwerkes und rechts die schwere sechseckige Spitze des Domturmes. Hinter ihm liegt der See und liegt ihre Wiese, und über allem wird auch heute ein heller leichter Himmel sein. Und wenn Gerda den Kopf ein Stück weiter nach rechts bewegt, sieht sie die Ecke des Balkons, auf dem sie gestern eine Weile mit Gerd gestanden hatte, ehe sie gingen. Ohne besonderen Grund standen sie dort, schwiegen, sahen sich an, warteten, ohne auf etwas zu warten. So, wie Gerda vor einem Eisbecher mit Sahne und Schokoladenraspeln eine Weile sitzt und den Genuß vorschmeckt, bevor sie den ersten Löffel nimmt.

Als sie schließlich ins Zimmer traten, reichte ihnen die Mutter das Glas mit dem Kartoffelsalat und die Büchse mit den Schnitzeln und eingewickelte Brote und eine Thermosflasche Kaffee, und außer alledem gab sie ihnen noch einen leise gesprochenen Satz mit auf den Weg.
„Seid vorsichtig, Kinder."
Und da lachte Gerda plötzlich los, daß Gerd rot wurde und die Mutter den Kopf schüttelte.
„Was gibt's da zu lachen?"
„Ich wette, das hat Oma Dir auch gesagt, und der Oma hat es ihre Mutter schon gesagt, und in siebzehn Jahren vielleicht sage ich das zu meiner Tochter auch. Stimmt's?"
Da wurde Mutter rot, und Gerd schüttelte den Kopf, und Gerda ging lachend vor ihm in den Korridor und aus der Wohnung.
Gerda lacht auch jetzt, und das Fensterglas beschlägt. Sie haucht den Fleck größer, schreibt mit dem Zeigefinger 'Gerd' aus ihm heraus und wünscht ihn sich ins Zimmer, versteht plötzlich nicht, warum sie ihn nicht mitgenommen hat, wo doch alles klar ist zwischen ihnen und die Mutter auch Bescheid weiß und der Vater. Quatsch.
Wie vorsichtig Gerd war, als fürchtete er, seine harten, ein wenig hornigen Hände könnten ihrer Haut weh tun. Aber ihr hat nichts wehgetan, auch nicht danach, auch nicht am Abend. Gar nichts. Nur diese Spannung war da gewesen, immer wieder, als wäre Gerda plötzlich gewachsen.
Nie vorher waren Gerdas Sinne so wach gewesen. Jede Unebenheit der Wiese spürte sie, sie roch den erdigen Geruch des neuen Grases, hörte den See, sah den Himmel ganz nah und vor ihm Gerds Haare und sein rechtes Ohr, und sie hob seinen Kopf aus ihrer Schulter weg, daß sein Gesicht über ihrem war.
Alles an diesem Sonntag war neu und gut und soll immer so neu und so gut bleiben. Gerda erinnert sich, wiederholt alles in Gedanken, prägt sich alles ein, den Mehlduft vom Mühlendamm, den räuchrigen Fischgeruch, den die alten Häuser der Dominsel auszuatmen scheinen, die Wasserspritzer, die von den Paddeln springen, die hellen wie Kinderstimmen hüpfenden Glockenschläge und die dunklen, warmen Töne, die stille, weite Wiese, das Schaben des Schilfes am Boot, Gerds vorsichtige, wartende Zärtlichkeit und seine Verwunderung, mit der er sagt: „Du frierst ja", und ihre eigene Stimme, die spricht: „So schön hab ich noch nie gefroren." Das alles speichert Gerda, als ahnt sie, daß es Tage geben kann, die nur gut werden, wenn sie diesen Tag und jeden seiner Augenblicke in sich immer zur Verfügung hat.
Zu dem, was sie sich aufheben will von diesem Tag für immer, gehört auch ihre Ankunft zu Hause und die Stunde mit der Mutter. Wie Gerda ins Zimmer tritt und an der Schwelle stehen bleibt, denn auf dem runden Tisch brennen die Kerzen des fünfflammigen Leuchters, Weingläser stehen bereit und eine Flasche, in deren grünem Glas die Kerzenflammen noch einmal da sind, Fresiengeruch kitzelt die Nase, die Mutter legt das Buch weg und sagt leise: „Da bist du ja." Sie fragt nichts und sagt nichts. Ihre Hand gleitet über Gerdas Kopf von der Mitte aus die linke Seite hinab bis zum Kinn, und dort löst sie sich Finger um Finger. Gerda gibt einen Schnurrton von sich und sagt langsam: „Noch mal, noch mal. Der Mensch stammt doch von der Katze ab."
Die Mutter wiederholt die Geste, sagt leise dabei: „Minka, Minka", und sie lachen. Beide wissen nicht mehr, wann sich diese Zärtlichkeit zwischen ihnen zum ersten Male abgespielt hat.
Dann stoßen sie an.
„Auf dich", sagt die Mutter, „auf euch."
Nichts von dieser guten Stunde will Gerda vergessen. Sie gehört zu diesem Tag wie die Stimme des Wassers, wie Gerds Staunen, wie sein Flüstern und ihr Lied, das er leise singt, als sie nebeneinander liegen: ‚Dat du min Levsten büst.'
Draußen ist es auf einmal völlig still. Als wäre die Stadt noch einmal eingeschlafen. Gerda verspürt Hunger und geht vorsichtig über den Korridor. Im Wohnzimmer steht der Leuchter noch auf dem Tisch, die Fresien riechen, und die Gläser sind noch da, aber der Wein ist alle. Schade. Auf den neuen Tag trinken, auf den neuen Tag mit Gerd. Wie gestern Abend mit der Mutter, die den Tag durch eine stille Stunde so gut abgeschlossen hat. Gerda hat ihr dafür gedankt. Die Augen auf das Glas mit dem Wein gerichtet, sagte sie: „Danke, Mutti, danke für die Kerzen, für den Wein, für alles, für diesen Tag, und dafür, daß ich lebe, und alles so erleben kann."
„Danke" sagt Gerda der Mutter noch einmal, als sie sie eine halbe Stunde später weckt.
„Jetzt schon? Wohin willst du so früh?"
„Raus halt, in die Stadt, weil's schön ist, und ich will doch Gerd treffen, weil er heute Spätschicht hat und mich bis zur Schule bringt."
„Grüß ihn!"
„Mach ich. Ahoi!"
Morgens ist die Stadt frisch wie ein ausgeschlafener Mensch, der sich auf den Tag freut, weil er viel von ihm erwartet.
Und Gerda erwartet Gerd. Je näher sie dem Steintorturm kommt, um so schneller geht sie

und um so aufgeregter ist sie. Weit vor der Brücke schon, von der Kreuzung aus, sieht sie Gerd am Brückenaufbau stehen. Gerda friert auf einmal und spürt am ganzen Körper wieder die gute Spannung. Aber sie geht langsam weiter, jetzt hat sie Zeit, jetzt ist es wieder wie beim Eisbecher mit Sahne und Schokoraspeln.
Gerd blickt auf die Boote im Schleusenkanal hinab, spuckt ins Wasser und beugt in irgendeinem Rhythmus die Knie, bis sie gegen die Mauer stoßen, und streckt sie wieder. Vielleicht übt er, denn im „Philipp" ist am Abend eine Diskothek, aber er hat ja Spätschicht. Schade.
Langsam überquert Gerda die Straße. Gerd hat, wie sie selbst, die Sachen von gestern an, die hellgraue Windbluse, die schwarzen Levis und die dunkelbraunen Wildlederschuhe mit den Fransen.
Ehe sie ihn erreicht, dreht er sich um, und sie stehen sich eine Weile gegenüber wie gestern früh auf dem Balkon, und wie sie, schon ausgezogen, sich auf der Decke gegenübersaßen. Als ob sie sich von neuem entdeckten. Gerds Grübchen werden länger und tiefer, dann öffnen sich seine Lippen, und er sagt ganz leise, wie gestern auf der Decke, und es klingt wie eine Frage: „Du."
Und Gerda antwortet: „Ja", und fügt nach einer Pause hinzu: „Komm", hebt ihm die Arme entgegen, und er nimmt sie und setzt sie vor sich auf die Brückenmauer.
„Spuck mit mir rein", sagte er. „Bringt Glück."
Sie schauen ihrer Spucke eine Weile nach.
„Komm", sagt Gerda, „daß ich pünktlich bin. Stabü hab ich die ersten zwei Stunden."
„Tragen möcht ich dich."
„Na, los."
„Und die Leute?"
„Keine da. Ich sehe nur dich."
Da hebt er sie hoch, sie küßt ihn aufs Grübchen und sagt dann: „Du, das steht morgen in der Zeitung, paß auf."
Sie sehen die Leute nicht, tun wenigstens so. Beide ahnen nicht, daß für viele, die sich nach ihnen umdrehen, der Tag etwas Besonderes hat.
Er trägt sie lange. Er hat die Sachen von gestern an und riecht nach gestern, nach dem Boot, nach dem Wasser und dem erdigen Wiesengeruch. „Ich hole dich heute abend ab", sagt sie.
Er nickt.
„Kommst du in der großen Pause?"
Er nickt wieder und fragt: „Was mach' ich solange?"
„Ja, was?" sagt sie, „vielleicht gehst du spazieren, oder kaufst was ein, oder liest, oder nein, ich weiß, was du machst. Du schreibst mir einen Brief. Ja?"
„Brief?"
„Ja, bitte, ich habe noch keinen Brief von jemandem gekriegt. Schreib mir alles, was du denkst und fühlst. Na?"
„Und ich hab noch nie einen geschrieben."
„Also, da wird's Zeit, daß du's lernst, und es wird überhaupt Zeit, denn wenn du mal zur Armee gehst zum Beispiel, mußt du das können und mir jeden Tag schreiben, das ist das wenigste. Nicht?"
„Schreiben soll ich dir?"
„Ja."
„Und dann?"
„Abschicken den Brief, in den nächsten Kasten werfen, Adresse weißt du ja, und morgen habe ich vielleicht schon Post von dir. Stell dir vor!"
Da lacht er und schüttelt den Kopf.
„Einfälle hast du", sagt er.
Am Werktor verabschieden sie sich. Ahoi! Sie winken einander ein paarmal zu. Dann erreicht Gerda zwei Mädchen aus ihrer Klasse.
„Na, Gerda?" fragt die schwarzhaarige, große Sonny und mustert sie neugierig mit ihren hellbraunen Augen, unter denen immer Schatten liegen.
„Wie war's denn, na?" will sie wissen und drängt sich neben Gerda.
„Was meinst du?"
„Na, na, erzähl schon", drängt sie, und ihre Stimme wird leiser und ihre Augen werden kleiner, „warst doch gestern, na los...!
„Sieh dir das an!" Sonny wendet sich an Dagmar, die ein breites, gutmütiges Gesicht hat, und, obwohl sie sich an Sonny hält, von allen übersehen wird.
„Na, komm, Gerda", drängt Sonny weiter, „wie war's, wie war der...?"
„Sonny", sagt Gerda leise, „das geht dich alles einen feuchten Kehricht an. Ja!"
„Je, je, je", hört Gerda im Davongehen Sonnys Stimme. „ich glaube, Daggy, es hat nicht geklappt mit ihm. Ist ihm wohl zu spillig, die Gerda."
Das geht euch alle einen feuchten Kehricht an, denkt Gerda, das ist ganz unsere Sache, und man erzählt nicht, daß man es gemacht hat, und vielleicht noch, wie. Es ist eine Sauerei, das jemanden zu erzählen, dann ist nämlich alles nichts mehr wert, und ihr seid niemandem lange etwas wert, seid nur so was wie ein Aktfoto in der Tasche, bis es zerknittert ist. Ihr!
Sie betritt das Gebäude der Betriebsberufsschule. Zwei Stunden Stabü, dann Chemie, danach große Pause und Gerd. Für fünfzehn Minuten Gerd.

Oberstleutnant Walter Flegel



Illustrationen: Karl Fischer

Wenn man

Emil Koutecký schlug die Zeit mit Bedacht tot. Er verwendete dazu anfangs Wein, gegen Mitternacht ging er zu härteren Getränken über. Der Alkohol wärmte; in ihm lösten sich sowohl nostalgische Gedanken als auch die Sonderprämie aus seiner hinteren Hosentasche auf. Maruschka war nicht gekommen; eine der besten Prager Bars war ihr vielleicht nicht gut genug gewesen.
Eine Puppe schaute sich vom Nebentisch aus nach Emil um. Der sah nach der Uhr und trank sich Mut an. Das Schicksal schlief fest. Er fuhr sich durch die Haare, rückte die Krawatte zurecht und zog die Füße vor, um vorbereitet zu sein, sobald die Musik wieder einsetzen würde.
Mit sechsundzwanzig Jahren befindet man sich in einem Alter voller Widersprüche. Eine Zeitlang fühlt man sich wie ein ganzer Kerl, unversehens verfällt man wegen einer Kleinigkeit einem Minderwertigkeitskomplex. Emil fühlte sich gerade als Persönlichkeit irgendwo zwischen d' Artagnan und Daniel Boone. Einen Zug zur Beruhigung — sagte er inkonsequent zu sich selbst und öffnete eine neue Schachtel amerikanischer Zigaretten. Das hätte er nicht tun sollen. Denn das Schicksal wachte mit einem Schlag auf, um ihm eine saftige Lektion zu erteilen.
Der goldene Zellophanstreifen hatte sich verdächtig leicht lösen lassen. Emil zupfte das Stanniol auseinander und ließ den Fingernagel gegen den Schachtelboden schnellen. Nichts. Mit dem Nagel angelte er eine Zigarette hervor und fuhr mit der Hand in die Tasche. Zeitlich war der Effekt genau berechnet. Die Lippen faßten die Zigarette, der Daumen drückte das Feuerzeug nieder. Die Gasflamme zischte leise und ging um etwa drei Zentimeter an der königlichen „Astoria“ vorbei. Das Mädchen am Nebentisch verschluckte sich vor Lachen.
Emil lief rot an. Er zog eine zweite, dritte, vierte Zigarette heraus. Er schüttelte alle auf den Tisch. Lauter glatt abgeschnittene Hälften. Er bohrte den Zeigefinger in die Schachtel und zog einen Wattebausch hervor. Darunter war noch etwas. Eine kleine Plasttüte — und darin eine zusammengedrückte, elastische Rolle. Das Schicksal blinzelte vielsagend. Zupacken oder nicht? Das Beutelchen verschwand in der Tasche. Emil hatte zugepackt.

RADKO VYHLÍD



„Zahlen!“ rief er entschlossen.
Gäbe es keinen Herrn Kästner, könnte man das Kommende ruhig „Emil und die Detektive“ nennen.

××

Es geschah etwas früher, sagen wir: etwa um zehn Uhr abends, in der Ausflugsgaststätte „Waldesruh“ zwischenPřibram und Sedlčany. Ein kleiner, etwa vierzigjähriger Blonder mit einem Pickel auf der Nase setzte sich zu einigen Ortsansässigen, die den Ecktisch am Ofen mit Beschlag belegt hatten. Er bestellte eine Cola. Die sicherste Art, bei den Einheimischen Aufsehen zu erregen.
„Hier wird böhmisches Lagerbier ausgeschenkt“, sagte vorwurfsvoll ein kahlköpfiger Alter, der ein verschossenes Försterwams trug.
„Glauben Sie, daß mir das Zeug schmeckt?“ entgegnete der Blonde. „Aber ich habe den Wagen draußen.“
„Sie sind aus Přibram?“ fragte ein anderer.
„Ach wo. Aus Prag. „Schlechtes Wetter für die Fahrerei. Sind Sie nicht zufällig dieser Doktor, der hier eine Mühle kaufen will?“
Der Blonde schüttelte belustigt den Kopf.
„Ein gewöhnlicher Monteur. Ich warte hier auf jemanden. Aber wie es jetzt aussieht, wohl vergebens.“
„Auf Wenzel Kōrán“, stieß ein untersetzter Opa hervor, der aus einer Porzellanpfeife rauchte. „Auf wen könnte er sonst schon warten?“
„Laß das! Es ist nicht anständig, die Leute auszufragen!“ fuhr der im Wams dem Frager über den Mund, obwohl auch seine eigenen Augen vor Neugier glänzten. „Habe ich nicht recht, mein lieber Herr?“
„Eigentlich haben Sie nicht recht“, sagte der Blonde. „Ich kenne nämlich den Namen dieses Jungen gar nicht.“
„Dann kann es Kořán nicht sein. Der ist schon sechzig.“
„Ich weiß nicht, wie er heißt“, wiederholte der Blondkopf. „Er hatte mir ein Autoersatzteil versprochen.“
„Tja, die lieben Autos. Damit gibt's Sorgen.“
„Und wie sieht er aus?“ fragte der Forstmann. „Ich meine: dieser junge Mann.“
Der Blonde zündete sich eine Zigarette an und reichte auch den anderen zu.
„Etwa zwanzig, zweiundzwanzig Jahre, älter ist er nicht“, sagte er. „Rötliches, langes, gewelltes Haar. Nietenhosen, Sportschuhe. Eine Knautschlackbluse mit Knöpfen auf den Schultern. Er interessiert sich für Autos und versteht wohl eine Menge davon. Ich glaube, er hatte sich die Hand irgendwie verletzt.“
Der Alte im grünen Wams schien nachzudenken. „Ich glaube, ich habe ihn hier einmal gesehen. Das kann schon eine Woche her sein. Er drückte sich zwischen den Autos herum, die vor dem Haus standen. Und wenn ich mich nicht irre, traf ich ihn dann gleich am nächsten Tag beim Bahnhof in Potočnik. Er hatte tatsächlich die Hand irgendwie verbunden.“
„Diesen Verband“, fragte der Blonde schließlich, „hatte er ihn schon, als Sie ihn hier beobachteten?“
Der Opa stellte das Paffen ein. Sein Nachbar fuhr sich verlegen über den feuchten Bart. Alle hatten es empfunden: Das war kein gewöhnliches Interesse mehr. Der Blonde errötete ein wenig. Doch der Alte im grünen Wams begann zu lächeln.
„Ich glaube beinahe, da hatte er noch keinen Verband!“
„Wir schließen!“ erklang es von der Theke her. „Feierabend, meine Herren!“
Der Blonde zahlte sofort. Höflich verabschiedete er sich und schritt auf die Tür zu. Als er sie öffnete, drangen einige Schneeflocken in den Raum.
„Wer das wohl gewesen ist?“ fragte nach diesem Abgang der Opa.
Sein Nachbar, der im Forstzeug, nickte mit dem Kopf: „Wetten, daß es einer von der Kripo war?“

Der Prager Tabakladen, an dem Koutecký am Vortag die Zigaretten gekauft hatte, war schnell gefunden. Emil wartete, bis der einzige Kunde gegangen war. Dann trat er mit gemischten Gefühlen ein.
„Sie wünschen?“ fragte die Verkäuferin.
„Ich habe gestern bei Ihnen Zigaretten gekauft“, begann er. „Astoria“.
Sie blickte ihn forschend an.
„Ein genußvolles Rauchen“, sagte sie. „Möch-

ten Sie wieder welche?"
„Ich möchte nicht. Im Gegenteil."
„Ich verstehe Sie nicht."
Ein dunkler Schatten hatte die grauen Augen überflogen. Also doch, sagte sich Emil.
„Woher bekommen Sie Ihre Ware? Zum Beispiel diese ‚Astoria'?"
„Woher, woher? Aus dem Lager, selbstverständlich!"
„Die, die ich gestern bei Ihnen gekauft habe, hatten Sie nicht aus dem Lager."
Sie begann sich zu wehren.
„Hören Sie mal, junger Freund: Ich bin kein Informationsbüro. Die Zigaretten, die ich verkaufe, sind in Ordnung. Wenn Ihnen irgendwas nicht gefällt, können Sie sich beschweren gehen. Meinetwegen nach Amerika."
Der Versuch, einen Spaß zu machen, klang wie ein falscher Ton.
„Nirgendshin werde ich gehen", antwortete er. „Ich bin schon gewesen. Bei Ihrer Direktion. Das, was statt Zigaretten in der Schachtel gewesen war, habe ich gleich dortgelassen."
Ihr Kinn sackte ab.
„Zerschnittenes Toilettenpapier", setzte er fort, nun schon überzeugt, daß sie seine Lüge nicht durchschaute, „und tschechische Zeitungen".
„Gauner", sagte sie anstelle des reumütigen Bekenntnisses, das er erwartet hatte. „Und wegen eines solchen Lumpen kann ich jetzt einpacken."
Er begriff die Zusammenhänge. Genau das hatte er angenommen. Jetzt noch schnell herausholen, wer es gewesen war. Solange sie sich angeschlagen fühlte.
Sie begann selbst zu sprechen.
„Gestern habe ich den Rest verkauft. Ich erhielt sie von einem Bekannten zu achtzehn Kronen. Der hatte sie angeblich von irgendwelchen Diplomaten bekommen. Jeder will sich ein wenig zuverdienen. Es wäre mir niemals eingefallen, daß der Schuft Zigaretten gegen Altpapier vertauschen könnte."
Im Austausch gegen die Versicherung, daß er den Vorfall bisher noch nicht gemeldet habe und ihn auch nicht melden werde, gelangte Emil Koutecký in den Besitz des Namens sowie einer Personenbeschreibung dessen, der die amerikanischen Zigaretten mit der einigermaßen ungewöhnlichen Einlage geliefert hatte.
verkäuferin. „Abends geht er gewöhnlich in die Weinstube ‚Zur blauen Traube'. Ein baumlanger Kerl mit Koteletten bis zum Kinn herunter..."

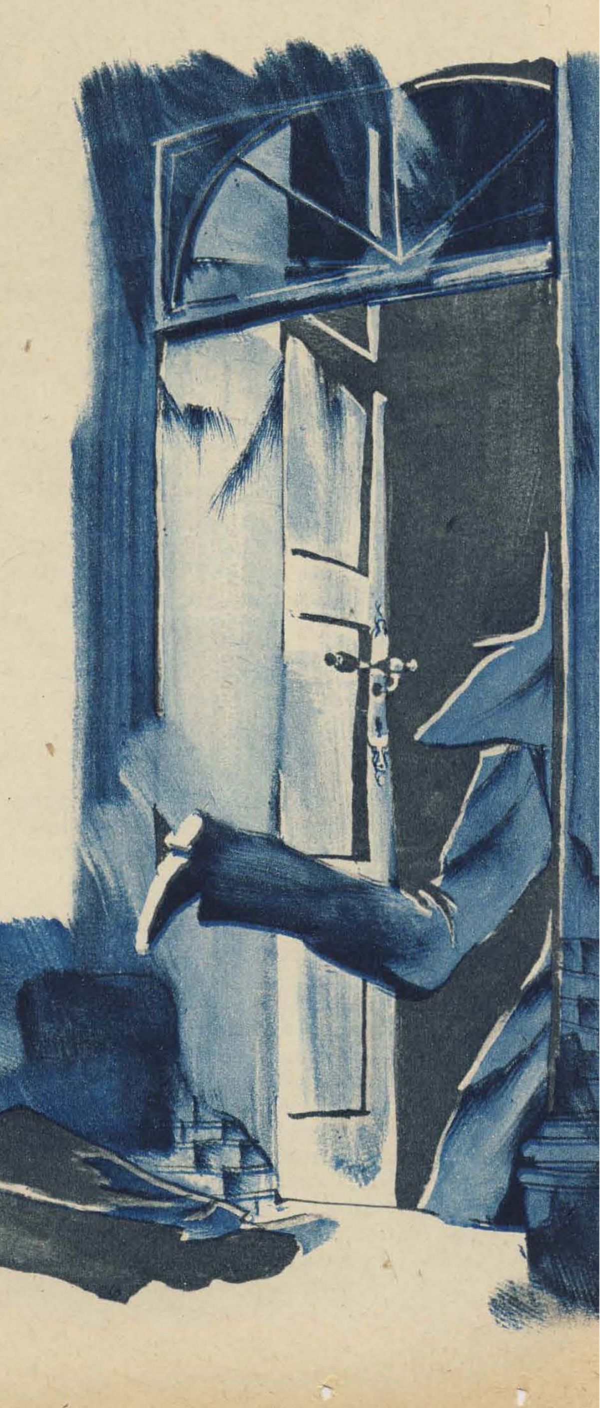
XX

An der weißen Tür befand sich ein Schild mit der Aufschrift: „Arztstation Potočník. Arztbereich 1".
Aus der Tür trat ein beleibter Mann. Im Gehen knöpfte er seinen Mantel zu. Darunter kam ein weißer Kittel vor.
Die Arztschwester steckte den Kopf in den Warteraum.
„Der Herr Doktor ist weggegangen", gab sie recht überflüssigerweise bekannt. „Dringende Fälle bitte eine Treppe höher, auf die Zwei."
Nur ein Blondkopf erhob sich. Er wandte sich jedoch nicht dem Ausgang zu, sondern der Tür zum Ordinationszimmer. Dabei zauberte er ein bestechendes Lächeln auf seine Lippen. Das Benehmen der Schwester verlor etwas von seiner Zurückhaltung.
„Ihr Wunsch?"
„Keine Behandlung. Nur eine kleine Frage. Darf ich eintreten?"
„Bitte", sagte sie und öffnete gerade so weit, daß der Blonde durchschlüpfen konnte. Mit betonter Bescheidenheit lehnte er seinen Rücken an die Tür, als wollte er damit beweisen, daß er nicht zu stören gedenke.
„Schwester, eine ganz kleine Information nur. Ich suche einen Patienten."
Der Ballonseidenmantel mit Pelzfutter stand ihm außerordentlich gut. Die Schwester war für zartere Gefühle nicht ganz unzugänglich. „So setzen Sie sich doch wenigstens. Welchen Patienten suchen Sie denn?"
„Ja, wenn ich das wüßte, Schwester. Das ist eine lange Geschichte, müssen Sie wissen."
Innerhalb der folgenden Minuten erfuhr die Schwester haargenau, wo ihren Besucher der Schuh drückte.
Der Blonde — er hatte sich ihr als Ingenieur Vodička vorgestellt — hatte am Donnerstag der vergangenen Woche einen jungen Mann, einen Anhalter, in seinem Wagen mitgenommen. Vor der Stadt war es dann auf der vereisten Fahrbahn zu einem kleinen Unfall gekommen. Herrn Vodička war nichts passiert, dem Wagen nur wenig. Aber der junge Mann hatte eine tiefe Rißwunde an der rechten Hand davongetragen. Es war ein sehr freundlicher Junge gewesen; er hatte sich noch fürs Mitnehmen bedankt, obwohl seine Wunde blutete. Ingenieur Vodička hatte ihm empfohlen, sich unverzüglich in ärztliche Behandlung zu begeben. Jetzt möchte er ihm wenigstens eine kleine Entschädigung überreichen.
Die Schwester geriet in Verlegenheit, weil sie sich nicht so sicher war, ob sie eine derartige Information erteilen durfte. Fällt sie unter die ärztliche Schweigepflicht oder nicht?
„Und da hatte ich mir gedacht", erzählte der Blonde weiter, „es ist am besten, ich wende mich direkt an die Arztstation. Sicher werden Unfälle bei Ihnen in besonderer Weise erfaßt. Name und Adresse würden mir genügen. Er war wohl etwa zwanzig, höchstens dreiundzwanzwanzig Jahre alt. Lange, gewellte Haare, aber die trägt ja heute beinahe jeder

junge Mann. Vielleicht hat er gar nicht gestanden, wie er zu der Sache gekommen war. Was meinen Sie, Schwester, könnte man den Fall feststellen?"
Die hellen Haare passen gut zu ihm, überlegte die Schwester. Sogar der Pickel auf der Nase. Ein intelligenter Mensch, das ist gleich zu sehen. Statt dessen sagte sie: „Hier ist nicht nur diese eine Ambulanz, Herr Ingenieur. Es gibt hier zwei Arztbereiche. Ich selbst weiß nichts von einem solchen Fall. Ich müßte also in die Aufzeichnungen beim zweiten Bereich Einblick nehmen."
„Und würden Sie mir diesen Gefallen tun?"
„Ich kann Ihnen nichts versprechen. Heute ist es nicht mehr möglich. Frühestens morgen nachmittag."
„Ich komme morgen, sagen wir um halb sechs. Mit dem Wagen. In Ordnung?"
„Lieber um fünf, Herr Ingenieur. Da erreiche ich um halb sechs noch den Autobus nach Příbram."
„Den Autobus lassen wir wohl ausfallen", entgegnete er mit einem Lächeln auf den Lippen. „Ich verspreche Ihnen, daß ich mit Ihnen ganz vorsichtig fahren werde."
„Wenn Sie darauf bestehen..."
„Ganz sicher."

XX

Die Luft in der Weinstube „Zur blauen Traube" war blauer als die blecherne Reklametraube über dem Barpult.
Emil Koutecký hatte sich beeilt. Es war wenige Minuten nach fünf, die Mehrzahl der Tische noch frei. Der Rauch hing wohl noch von gestern im Raum. Dafür war Donát schon vor einer Weile angekommen. Emil hatte ihn ganz leicht identifizieren können.
Donát saß wie festgenagelt auf einem Barhocker, ein Glas Fernet vor sich. Emil überlegte, wie er die Sache anpacken sollte. Das Beste wäre wohl eine direkte Aktion. Schade, daß er keinem Kumpel Bescheid gesagt hatte. Zu zweit ist es immer sicherer. Bei solchen Kerlen muß man vorsichtig sein. Emil nahm auf einem Barhocker neben Donát Platz.
„Entschuldigung, sind Sie nicht Herr Donát?"
Die schmalen Augen schlossen sich fast. Faul wandte der Gefragte den Kopf.
„Is' was?"
„Ich möchte Sie gern etwas fragen."
„Hier?"
„Hier."
Der Lange zeigte keinerlei Unruhe. Er drückte



nur seine Zigarette aus und griff nach der nächsten in die Tasche.
„Was wollen Sie?"
„Ich will wissen, woher die ‚Astoria' waren, die Sie letztes Mal an die Tabakhändlerin unter den Lauben verkauft haben."
Donát hörte zu, als ginge es um den Wetterbericht. „Wie einer von der Kripo siehst du nicht gerade aus, Kleiner", entgegnete Donát schließlich. „Der würde nicht so blöd fragen. Wer hat dir diesen Quatsch vorgeflunkert?"
„Ich weiß es eben. Aber ich weiß nicht, woher sie stammten. Doch das werden Sie mir schon noch sagen."
Donát erhob sich, und Emil duckte sich instinktiv.
„Karl, ich bin gleich wieder da. Kleiner, gehen wir's an! Ich bringe dich geradenwegs hin."
Emil zahlte und schlüpfte in den nassen Mantel. Donát zog nichts über.
Draußen schneite es noch. Der Lange ging voran, hinter ihm schlich Emil. Hier unternimmt er nichts, beruhigte er sich, rundherum sind ja so viele Menschen. Sie überquerten die Fahrbahn und bogen in ein schmales, schlecht beleuchtetes Gäßchen ein. Nach etwa fünfzig Metern blieb Donát stehen. Der Schnee in seinen Haaren verlieh ihm plötzlich ein friedfertiges Aussehen.
„Hier ist das Haus, Kleiner. Ich gehe als erster."
Hinter der Haustür war es dunkel. Emil nahm seinen Mut zusammen und trat ein. Der Schlag kam überraschend. Danach ein zweiter, dritter.
„Du Spitzbub, du Halunke, du willst also mit amerikanischen Zigaretten Geschäfte machen? Wer hat dich zu mir geschickt? Rede! Sonst schlage ich's aus dir heraus!"
Emil Koutecký fuchtelte mit den Händen herum. Er bekam einen Schlag in den Magen und stöhnte vor Schmerz auf.
„Hörst du? Rede!"
Ein vierter, fünfter Schlag, alle wie mit einem Hammer geführt. Emil versank in der Dunkelheit, die nach Schimmel und Bierresten roch.
Angewidert wandte das Schicksal den Blick ab.



Es gibt Fachleute, die sich mit Recht weigern, ihr Können dort einzusetzen, wo zuvor jemand etwas verdorben hat. Versuchen Sie nur einmal, einen Wecker zum Uhrmacher zu bringen, wenn Sie ihn vorher zerlegt haben — in der Illusion, Sie würden mit der Reparatur schon selbst fertig werden!
Es gibt aber auch solche, die ein Eingreifen nicht ablehnen können, die Männer von den Sicherheitsorganen beispielsweise. Wenn auch Amateurdetektive wie Emil Koutecký ebenso selten auftreten wie weiße Raben, so besteht doch die Gefahr, viel größeren Schaden anzurichten als Nutzen zu bringen.
Emil kam noch rechtzeitig zu Verstand.
Um halb sieben taumelte er aus dem Haus, um sich einem Milizionär anzuvertrauen. Nach sieben Uhr brachten ein nasses Handtuch und eine Tasse Kaffee die Dinge ins Lot.
Emil Koutecký begann zu berichten. Er redete wie ein Wasserfall und schilderte die Leiden eines Amateurdetektivs. Um acht Uhr wurde Donát vorgeführt. Um halb neun besaß man Donáts Aussage, um neun kannte man nicht nur den Inhalt der Magnetophonbandes, das in der „Astoria"-Packung verborgen gewesen

war, sondern auch den Namen des Menschen, der die Zigaretten an Donát weitergegeben hatte. Geheimnisvoll blieb vorläufig nur, wie dieser Mensch in den Besitz der „Astoria" gekommen war.
Um halb zehn Uhr abends jagte ein Wolga der Sicherheitsorgane in Richtung Potočník.

XX

Seit dem Nachmittag hatte das Schneien nicht aufgehört. Der Blonde hatte das Gefühl, sein Wagen dränge in einen dichten Schleier ein. Seine Augen starrten in die weiße, flimmernde Dunkelheit, bedrückende Gedanken durchzogen seinen Kopf. Die meisten begannen mit dem Wörtchen Wenn:
Wenn er zu spät käme, wenn der Vogel ausgeflogen wäre, wenn die von der Schwester gegebene Information auf einem Irrtum beruhte und er einem anderen auf der Spur wäre, könnte es zu unliebsamen Überraschungen kommen. Eine Weile hatte er sich mit der Sprechstundenhilfe aufgehalten. Aber er hatte ihr doch, nachdem er den Namen erfahren hatte, nicht gleich so ohne weiteres sagen können: Schluß, Mädchen, die Pflicht ruft! — Der Schotterweg ging in eine Asphaltstraße über. Er verringerte die Geschwindigkeit, im Schneckentempo schob er sich auf den kleinen Platz vor. Gleich um die Ecke lag die Arztstation, von der aus er am späten Nachmittag losgefahren war. Nun war er auf einem Umweg zurückgekommen, um seine Aufgabe zu vollenden. Im Rückwärtsgang fuhr er in eine dunkle Seitengasse, schloß den Wagen ab und begab sich durch eine mit Katzköpfen gepflasterte Straße in Richtung Bahnhof. „Am Viadukt" — hier irgendwo mußte es sein. In der Nähe pfiff beklemmend eine Lokomotive, weit und breit keine Menschenseele. Das Städtchen war unter seiner Schneedecke schon eingeschlafen. Von Zeit zu Zeit suchte er mit einer Taschenlampe die Hausnummern. Vierzehn, achtzehn, zwanzig. Er war angekommen.
Das ebenerdige Haus hatte keinen Vorgarten und lag ganz am Ende der Straße. Drei Fenster dunkel, hinter dem letzten, vierten, brannte Licht. Er drückte den Klingelknopf. Gut zwei Minuten hielt er ihn fest, bis es hinter dem Bogenfenster über der Haustür hell wurde. Geräuschvoll bewegte sich der Schlüssel im Schloß. Dann gab die Tür quietschend nach.
Das vom Gang herausfallende Licht blendete ihn einen Augenblick lang. Den jungen Mann erkannte er nur als Silhouette.
„Was wollen Sie?" fragte der Junge.
In den Augen des Blonden zuckte es auf. Er erkannte die Knautschlackbluse mit den Knöpfen und die verbundene Hand.
„Sind Sie Peter Cejpa?" antwortete er mit einer Frage.
„Na, und?"
„Wir werden uns nicht hier unterhalten. Ich bin Angehöriger der Polizei."
Die Tür beschrieb einen Bogen über das Mosaikpflaster. Der Blonde war schneller. Er schob die Schuhspitze zwischen den Türflügel und stemmte gleichzeitig die Schulter dagegen. Wie ein Ball wurde der Junge weggeschleudert.
„Aber, aber, ich bin doch noch nicht fertig", sagte der Blonde tadelnd. „Eigentlich habe ich noch gar nicht angefangen."
„Was erlauben Sie sich?" Cejpa begann sich zu erregen. „Dazu haben Sie kein Recht! Wenn ich nicht will, brauche ich Sie nicht hereinzulassen! Haben Sie gehört?" „Ich habe gehört. Geh du voraus, und keine Dummheiten!"
Der Blonde schlug die Tür zu. Im Haus blieb es ruhig, vermutlich war er mit Cejpa allein. Der junge Mann begleitete ihn ungehalten in sein Zimmer.
Auf dem Tisch stand ein zerlegtes Magnettongerät ausländischer Herkunft. „Du hast anderen Besuch erwartet, nicht wahr?" fragte der Blonde freundschaftlich und ergriff einen der auf dem Tisch liegenden Bestandteile. „Das Tonbandgerät war in dem Mercedes?"
„Das gehört mir. Eigentlich einem Kumpel."
„Ich werde dir sagen, warum ich gekommen bin. Den Rest erzählst du uns in der Dienststelle."
„Ich sage Ihnen doch, daß ich von nichts weiß."
„Du weißt. Und jetzt hör zu."
Er redete etwa eine Minute, und Cejpa erbleichte immer mehr. Der Blonde schloß mit den Worten:
„Was du vorher aus Autos gestohlen hast, interessiert mich vorläufig nicht. Jetzt gib mir das zurück, was du vorige Woche aus dem Mercedes geklaut hast. Und zwar eine Aktentasche, einen Mantel, ein Kofferradio und einen Karton amerikanische Zigaretten. Dabei hast du dir am Glas die Hand zerschnitten. Willst du noch leugnen? Unsere Leute werden gleich hier sein."
„Ich — ich werde Ihnen alles sagen", stieß der junge Mann hervor. „Ja, eigentlich habe ich die Sachen gar nicht mehr. Ich habe sie weggegeben. Also: Den Überrock und die Heule habe ich bei uns im Betrieb verscheuert, die amerikanischen Zigaretten habe ich an einen gewissen Donát aus Prag verkauft — der kommt immer hierher in seine Datsche. Die Aktentasche habe ich noch. Eigentlich nein: Man konnte es ihr ansehen, daß sie aus dem Ausland stammt; da habe ich sie versteckt. Auf der anderen Straßenseite, in den Resten des abgebrochenen Hauses."
„Die Stelle zeigst du mir", befahl der Blonde. „Los!"
Es hatte endlich aufgehört zu schneien. Mit einer Hand faßte der Blonde den Jungen am Arm, in der anderen hielt er die eingeschaltete

Fortsetzung auf Seite 65



Jahrestage: 03.04. — Tag der vietnamesischen Luftstreitkräfte. 19.04. — Tag der kubanischen Luftstreitkräfte (Sieg bei Playa Giron). 26.04. — 10. Jahrestag der Gründung der Vereinigten Republik Tansania.

AC-Schutz soll das mit einem Kostenaufwand von 74,2 Millionen Franken geplante schweizerische Ausbildungszentrum für die Abwehr atomarer und chemischer Kampfmittel in der Gemeinde Spiez betreiben. Für die Armee sollen jährlich 27 bis 41 und für den Zivilschutz 38 bis 42 Lehrgänge stattfinden. Die Einrichtung soll der Ausbildung von Kadern und Spezialisten für Armee und Zivilschutz dienen sowie die Laboratorien aufnehmen, in denen die Schutzmittel für die Zivilbevökerung und für die Streitkräfte bereigestellt werden; am Bau ist der Zivilschutz, die Armee und die Gruppe für Rüstungsdienste beteiligt.

Reorganisiert wird der israelische Generalstab im Ergebnis des jüngsten Nahostkrieges. Wie die „Neue Zürcher Zeitung" meldet, läßt besonders die Schaffung einer Abteilung für militärische Planung die Absicht erkennen, „der Ausbildung, den Kampfmethoden und der Disposition der Streitkräfte wie auch der langfristigen Planung sowie der Forschung und Entwicklung von neuen Waffensystemen zusätzliche Bedeutung beizumessen". Aufschlußreich ist ferner die Mitteilung, daß die Abteilung „eng mit dem militärischen Nachrichtendienst", also der Spionageabteilung „zusammenarbeiten" wird.

Die Stärkung der Verteidigungskraft bezeichnete Ministerpräsident Ali Nasser Mohammed als eine der wichtigsten Aufgaben der VDRJ. Er fügte hinzu: „Wir sind sicher, daß wir kraft unserer eigenen Potenzen und mit Hilfe und Unterstützung unserer Brüder und Freunde, besonders in den sozialistischen Ländern, diese großen Aufgaben verwirklichen werden."

Krass sind die Unterschiede zwischen den Militärausgaben und den Haushaltsmitteln für Erziehung, Wissenschaft, Forschung und Kultur in vielen imperialistischen Ländern. Gegenüber 45,4 % für den Rüstungshaushalt geben z. B. die USA nur 5,2 % des Etats für diese Zwecke aus; in der BRD beträgt das Verhältnis 23,1 % zu 4,7 %.

Die Richtantennen imperialistischer Hetzsender zielen zunehmend auch auf die national befreiten Staaten. Die „Stimme Amerikas" wird in 38 Sprachen und von 114 Sendern mit einer Leistung von 20000 kW ausgestrahlt. Mit Sendungen in 33 Sprachen über 14 Sender mit 6750 kW ist die sogenannte „Deutsche Welle" der BRD an der ideologischen Diversion beteiligt.

Trotz des Abzugs von 2100 US-Marineinfanteristen aus Nam Phong verbleiben immer noch 40000 US-Soldaten und etwa 400 Militärflugzeuge in Thailand.

27 Millionen Menschen leben heute noch unter der Kolonialherrschaft der NATO-Staaten, obwohl die UNO-Vollversammlung bereits im Jahre 1960 beschlossen hatte: „Die Unterwerfung von Völkern unter ein fremdes Joch und eine fremde Herrschaft und ihre Ausbeutung widersprechen den Grundrechten der Menschen."

Kolonialbesitz der NATO-Staaten

Land	Kolonialbesitz in km^2	Einwohner
USA	16627	3730000
Großbritannien	2257852	7986000
Portugal	2087724	13576000
Frankreich	567049	1544000
Niederlande	143842	529000

Aus Fort Gulick in der Panamakanalzone (Foto), wo die US-Armee eine Spezialschule für reaktionäre Militärs lateinamerikanischer Länder unterhält, kommen sechs der Organisatoren des faschistischen Putsches in Chile. 170 „Absolventen" dieser Schule der Konterrevolution sind inzwischen Oberhäupter oder Mitglieder lateinamerikanischer Militärjunten.



Agenten-Lady wird die 33jährige Agneta Westin, Tochter eines schwedischen Generalleutnants, genannt. Sie leitet das Verbindungsbüro des schwedischen Geheimdienstes IB und arbeitet vor allem eng mit den Geheimdiensten der NATO-Staaten und Israels zusammen, denen sie vorwiegend Ergebnisse der gegen die UdSSR, die VR-Polen und die DDR sowie gegen die arabischen Staaten gerichteten Spionagetätigkeit des IB übermittelt.



Leichenfabriken wurden die Gefängnisse Haitis unter der Diktatur des von den USA ausgehaltenen Jean Claude Duvalier (Foto), der auf die physische Vernichtung jeglicher Opposition hinarbeitet. Dennoch wächst sie angesichts der unvorstellbaren Not der zu 85% analphabetischen Bevölkerung, die zur Hälfte erwerbslos ist und deren durchschnittliche Lebenserwartung nur 33 Jahre beträgt.

In vier Brigaden ist das 13000 Mann starke dänische Heer gegliedert. Die Heeres-Reserve stützt sich auf 80000 Mann, die inkürzester Zeit mobilisiert und ausgerüstet werden können. In den Luftstreitkräften dienen 7500 und in der Marine 4300 Mann.

Zwei Gesetze zur Verstärkung der japanischen Streitkräfte wurden vom Parlament verabschiedet. Damit werden die Landstreitkräfte künftig 180000, die Flotte 42347 und die Luftwaffe 45067 Mann stark sein.

Portugal hat sich bei seiner Kolonialpolitik der Unterstützung der USA versichert, indem es den amerikanischen Transportflugzeugen, die während des jüngsten Nahostkrieges täglich 800 t Waffen nach Israel flogen, das Auftanken auf den Azoren gestattete. Dafür stimmte der USA-Vertreter in der UNO gegen eine Erörterung des Kolonialstatus von Guinea-Bissau.



Operation Alfin nennt sich die in vier Etappen verlaufende Aktion zur vollständigen Alphabetisierung in Peru, die von Divisionsgeneral Alfredo Carpio Becerra (auf dem Foto am Mikrofon) eröffnet wurde. Er bezeichnete die Kampagne, in der bis Ende 1973 bereits 35000 Erwachsene lesen und schreiben lernten, als „Sache aller Peruaner". Gegenwärtig gibt es noch 2,5 Millionen Bürger Perus, die aufgrund ihrer sozialen Lage noch nie die Möglichkeit eines Schulbesuches hatten. Unter der Militärregierung soll der Analphabetismus bis zum Jahre 1980 beseitigt werden.

In einem Satz

Mittelalterliche Foltermethoden sind beim spanischen Geheimdienst gang und gäbe, enthüllte Dr. Sopena in einem Bericht an die Madrider Ärztekammer.

Drohne heißt ein neues militärisches Aufklärungssystem, das von Kanada und Italien gemeinsam entwickelt wurde.

Belgische Konzerne lieferten 1971 und 1972 für insgesamt 8 Millionen belgische Franc Waffen und Munition an die portugiesischen Kolonialisten.

Herzleidend im Jahre 1914 vom Militärdienst zurückgestellt, feierte der Wiener Schuhmacher Johann Pflederer unlängst seinen 90. Geburtstag.

Um 11% soll sich der auf 38,3 Milliarden Franc belaufende französische Militäretat für 1974 erhöhen.

Rüstungsmaterial im Wert von 100 Millionen DM liefert die BRD an die Türkei.

Mit 139 Dollar pro Kopf der Bevölkerung für militärische Ausgaben nimmt Schweden einen der ersten Plätze in der Welt ein.

Menschenknochen, die neuguineische Geschäftsleute an japanische Touristen als „sterbliche Überreste" der hier zwischen Japanern und Amerikanern während des zweiten Weltkrieges geführten verlustreichen Kämpfe verkaufen, bringen ihnen wöchentlich bis zu 8000 australische Dollar ein.

Luftwaffenangehörige der chilenischen Militärjunta werden in England auf den Jagdbombertyp „Hawker Hunter" umgeschult.



An steiler Wand

Haben Sie schon einmal Felskletterern zugeschaut? Lief Ihnen da nicht auch ein leichter Schauer den Rücken herab bei dem Gedanken, den „Wegen" dieser Sportler folgen zu müssen? Aber auf der normalen Wanderroute kamen Sie ja ohne Gefahr um den Felsen herum zum Aussichtspunkt. Doch was, wenn kein natürlicher Weg auf den Gipfel führt? Dann baut die Kurverwaltung für den Touristen eine Treppe!
Dem Soldaten wird's natürlich nicht so einfach gemacht. Der muß, wenn es nicht anders geht, ohne fremde Hilfe auf und über den Fels. Solche Gedanken kamen uns, als wir vor einiger Zeit bei den Felskletterern der Armeesportgemeinschaft Löbau zu Gast waren. Wir bewunderten ihren Mut, ihre sport-



lichen Leistungen und traktierten sie mit einer Menge Fragen (in der AR 7/73 berichteten wir darüber): Wie lang und aus welchem Material sind die Seile? Sind die Sicherungsringe aus Edelstahl? Warum werden keine Handschuhe getragen? Gibt es eine besondere Kletterkleidung?
Auf jede Frage eine Antwort. Zuletzt gab's aber noch einen besonders interessanten Zusatz: Wenn's sein muß, kann man auch in voller Gefechtsausrüstung des mot. Schützen klettern. Vielleicht nicht auf den schwierigsten „Wegen", und sicher dauert's auch ein bißchen länger als in Kniehose und Kletterschuhen. Aber keine Frage, jeder Soldat kann im Erstfall, beim Kampf im Mittelgebirge beispielsweise in die Situation kommen, einen Felsen bezwingen zu müssen.
Die Offiziersschüler erhitzten sich im Disput. Bald stand ein Dutzend taktischer Varianten zur Auswahl, von denen uns ein praktischer Versuch besonders gefiel.
Am nächsten freien Nachmittag schlossen wir uns der von Offiziersschüler Klaus-Dieter Krug geführten Expedition an, die fortan als Aufklärungstrupp im „gegnerischen Hinterland" handelte.
Die Gruppe bewegte sich neben der Ortsverbindungsstraße in Richtung Klein-Holtenau. Doch dann schlängelte sich die Straße um ein Bergmassiv. Die Talsohle ließ gerade Platz für die Straße. Die „Aufklärer" hatten keine Deckung mehr, sie mußten in die Berge ausweichen. Sie folgten einem Gestellweg. Zwängten sich zwischen den großen Felsbrocken durch, die an dem steilen Hang lagen. Der Regen hatte Erde hineingespült. Unterholz wucherte. Das nutzten sie geschickt aus. Das Wurzelwerk gab den Füßen Halt und bot den Händen die nötigen Griffe, um sich daran hochzuziehen. Sie erreichten ein kleines Plateau. Hier bestimmten sie ihren Standpunkt neu.
Die Straße mußte unmittelbar hinter dem Felskegel liegen, der ihren weiteren Vormarsch erst einmal stoppte. Nach der aus der Karte zu entnehmenden Form des Geländereliefs und der Höhe des Felsens zu urteilen, würden sie von dort oben aus einen weiten Blick auf den Verlauf der Straße nach Klein-Holtenau haben. Offiziersschüler Krug beschloß den Aufstieg seiner Gruppe zum Gipfel.
Die „Aufklärer" folgten einer Felsspalte, doch die erwies sich als Sackgasse. In südlicher Richtung fanden sie dann einen möglichen Weg. Einen in einer Spalte verkeilten Felsblock überwanden sie, indem einer über den anderen kletterte. Aber nun standen sie direkt am Fuße einer Felswand: Sandstein, 20 bis 30 Meter hoch. Ohne besondere Hilfsmittel ging's hier nicht weiter, das war klar. Sie durften keine Zeit verlieren, aber andererseits auch nichts überstürzen. Der günstigste und sicherste „Weg" mußte gefunden werden. So suchten sie erst einmal die ganze Wand, jede Spalte, jeden Riß genau mit den Augen ab. In etwa vier Meter Höhe begann ein Kamin aufzusteigen bis zu einem Riß, von dem aus man den Gipfel erreichen konnte.
Man einigte sich schnell. Eine „Baustelle" mußte errichtet werden, um an den Kamin heranzukommen: Zwei Genossen suchten sich einen festen Stand und sicheren Halt an der Wand. Der dritte kletterte auf ihren Schultern, von wo aus er den Kamin erreichte. Langsam drückte er sich nun in dieser Felsspalte hoch. An einer günstigen Stelle sicherte er mit dem Seil, und der nächste Genosse konnte nachsteigen. Nun ging es in den Riß. Je nach dessen Größe klemmten sie die Hand, den Arm oder sogar die Schulter hinein. Auf diese Weise hielten sich die Kletterer sicher am Fels. Mit der anderen Hand konnten sie den nächsten Griff fassen oder ein Stück höher in den Riß greifen und



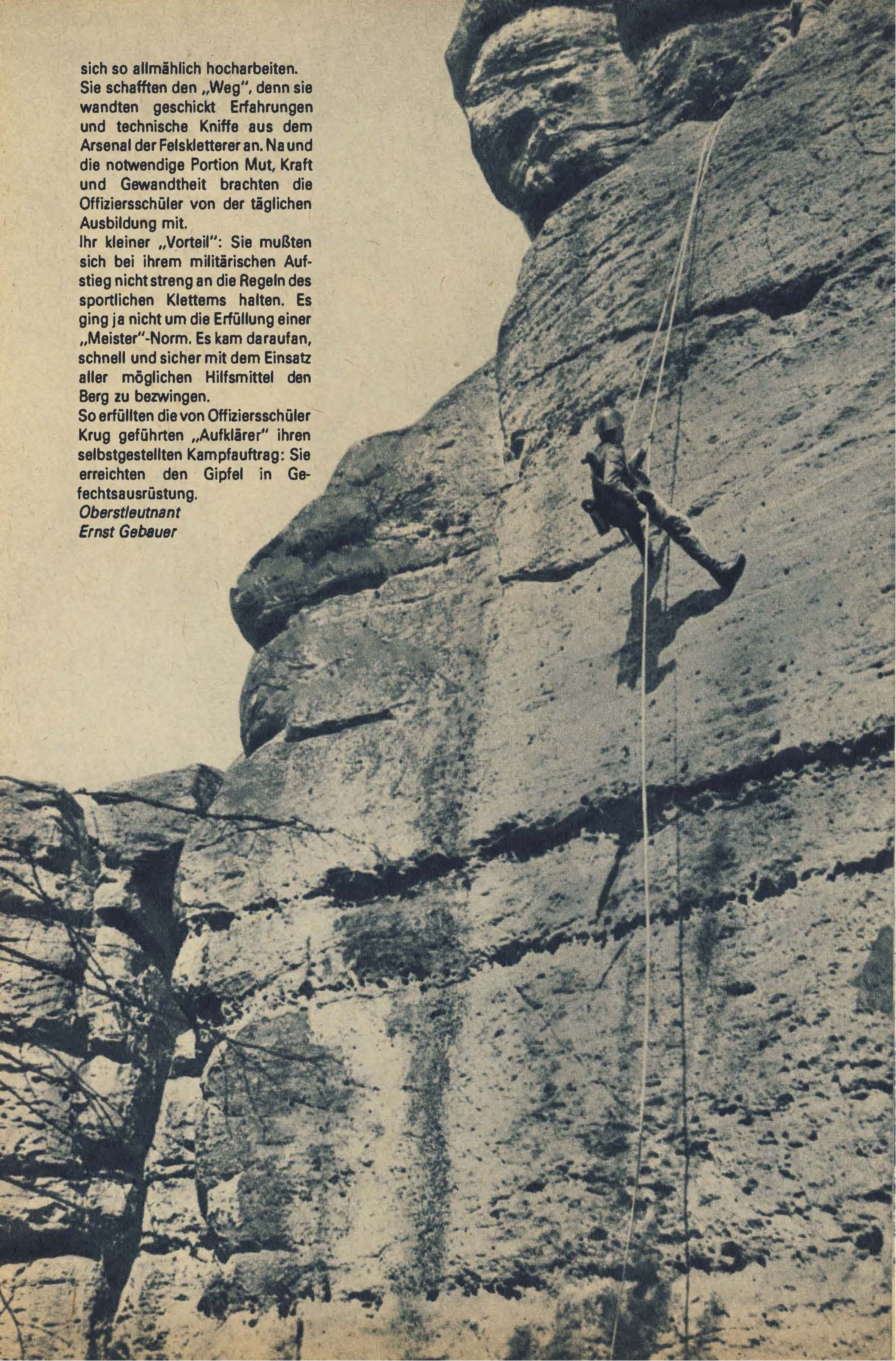
3



1



1 Baustelle
2 Kamin
3 Wandklettern
4 Handriß
5 Abseilen von „Verwundeten"



sich so allmählich hocharbeiten.
Sie schafften den „Weg", denn sie wandten geschickt Erfahrungen und technische Kniffe aus dem Arsenal der Felskletterer an. Na und die notwendige Portion Mut, Kraft und Gewandtheit brachten die Offiziersschüler von der täglichen Ausbildung mit.
Ihr kleiner „Vorteil": Sie mußten sich bei ihrem militärischen Aufstieg nicht streng an die Regeln des sportlichen Kletterns halten. Es ging ja nicht um die Erfüllung einer „Meister"-Norm. Es kam daraufan, schnell und sicher mit dem Einsatz aller möglichen Hilfsmittel den Berg zu bezwingen.
So erfüllten die von Offiziersschüler Krug geführten „Aufklärer" ihren selbstgestellten Kampfauftrag: Sie erreichten den Gipfel in Gefechtsausrüstung.

Oberstleutnant
Ernst Gebauer

Wenn man Detektiv spielt...

Fortsetzung von Seite 57

Taschenlampe. Der festfrierende Schnee knirschte und funkelte, als bestünde er aus Splittern zerbrochener Spiegel. Der junge Mann schien keine Lust zum Fliehen zu haben.
„Hier", flüsterte er, als das Licht die Mauerreste streifte. „In diesem Loch."
Cejpa kniete nieder und schob die verwundete Hand in die Öffnung. Der Blonde griff mit der freien Hand in die Tasche — und zog eine Pistole hervor. Durch die eisige Luft drang das Summen eines Motors. Oberhalb des Hauses tauchten auf der Straße zwei Lichtkegel auf. Erschrocken begann sich Cejpa aufzurichten. Dem Wagen entstiegen drei Männer. Scheinwerfer beleuchteten die nächtliche Szene. Die Männer begannen zu laufen.
„Im Namen des Gesetzes!"
Cejpa blieb der Mund offen stehen. Der Blonde ergriff die Flucht.
„Halt! Im Namen des Gesetzes!"

××

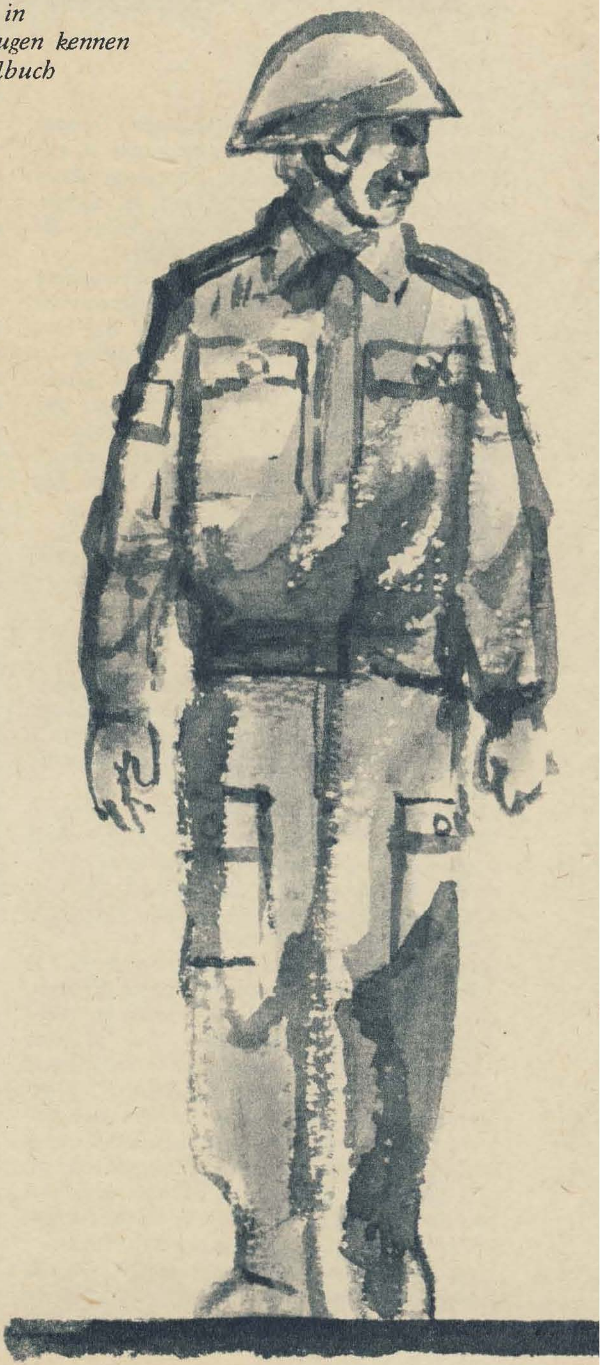
Zum Abschluß bleibt noch das Wichtigste übrig, die Ursachen und Zusammenhänge aufzuhellen, die den ganzen Hergang durchzogen und in die nächtliche Szene von Potočník einmündeten.
Zu Weihnachten 1970 verläßt Herr Richard Weinkorn, ein BRD-Tourist aus Deggendorf mit seinem Mercedes Prag. Unterwegs macht er bei Freunden in Sedlčany halt mit der Absicht, von dort über Příbram und Železná in seine Heimat weiterzureisen.
Herr Weinkorn ist kein richtiger Spion. Er hat sich nur zu einer bestimmten Sache hergegeben, die ihm, ehrlich gesagt, gar nicht so recht geschmeckt hatte. In Prag hatte er eine Aktentasche mit ihm unbekanntem Inhalt und einen angerissenen Karton „Astoria" übernommen. Die Aktentasche, in der sich die Sicherheit des tschechoslowakischen Staates berührende Dokumente befanden, sollte er an eine bestimmte Adresse in Příbram abliefern und die Zigaretten, die kaum Verdacht erregen könnten, selbst über die Grenze mitnehmen.
Herr Weinkorn kennt die Grundsätze der Konspiration nicht. Er kehrt auf ein Täßchen Kaffee in der „Waldesruh" ein und läßt Aktentasche und Zigaretten im Wagen zurück. Zwar erregt Cejpa, der sich auf dem Parkplatz herumtreibt, seine Aufmerksamkeit; aber Weinkorn kommt nicht auf den Gedanken, daß es der junge Mann auf seinen Mercedes abgesehen haben könnte. Bei der Rückkehr zum Wagen erleidet Herr Weinkorn einen Schock. Ein Fenster ist herausgebrochen, die Sachen, die auf dem Rücksitz gelegen hatten, sind verschwunden. Cejpa hatte sich jedoch verletzt, am Glas befinden sich Blutspuren. In Herrn Weinkorn erstarrte indessen auch der letzte Tropfen Blut. An eine Verlustanzeige denkt er gar nicht. Er fährt davon, als wäre ihm der Teufel auf den Fersen. Im Morgengrauen ist er in Sicherheit, daheim in Deggendorf, wo er sein Mißgeschick sofort meldet. Die Papiere sowie die kurze Aufzeichnung auf dem Tonband, das in einer der Zigarettenschachteln untergebracht war und von dem Herr Weinkorn nichts geahnt hatte, besitzen für seinen Brotgeber größte Bedeutung. Das Magnetband enthält das Fragment eines Gesprächs mit einem politischen Repräsentanten des mißglückten Putsches von 1968. Die Aufzeichnung hat doppelten Wert: einmal wegen ihres wichtigen informativen Charakters, zum andern — da es sich eigentlich um ein Geständnis handelt — als Grundlage für Erpressungen.
Vier Tage nach Weinkorns Abreise kommt ein anderer Tourist in die ČSSR zu Besuch, Herr Klein aus Regensburg. Er ist blond, spricht ein einwandfreies Tschechisch und beherrscht alle Kniffe seines Handwerks. Seine Aufgabe besteht darin, die Aktentasche sowie die Zigaretten sicherzustellen. Dabei gibt er sich als Ingenieur Vodička aus.
Doch Cejpa hatte die Zigaretten an den Zwischenhändler Donát verkauft, und der hatte sie einer bekannten Zigarettenverkäuferin überlassen. Die mit dem Magnetband versehene Packung war in die Hand Emil Koutecký́s gelangt. Statt den Fund sofort zu melden, glaubt er, nach Abspielen des Bandes dessen schwerwiegende Bedeutung erkannt zu haben — und es entsteht ein weiterer Detektiv, diesmal ein wirklicher Amateur. Gegenüber Klein hätte er keinerlei Chancen. Ihn kaltzustellen vermag schon der brutale Donát, der aus Angst vor dem Auffliegen seiner dunklen Geschäfte handelt. Der Mißerfolg des Einzelgängers Koutecký löst das Eingreifen der Sicherheitsorgane aus.
Die Dokumente waren in der Aktentasche verblieben, das Band hatte Koutecký übergeben. Die mit der Entlarvung weiterer Feinde unserer Heimat verbundene Kleinarbeit begann. Aber das ist wieder eine andere Geschichte.

Aus dem Tschechischen von Ernst Hamburger

Durch das Wolkengebirge klettere ich ins Atmosphärenblau
Die Seilschaft fern und doch nah zwischen sachlichen Betonwänden
Auf grünem Elektronikhimmel ich für sie als Silberfischchen
Von dem sie Bart Zorn und Sonnenspritzer in den Augen kennen
Lesbar für jeden unsere Namen im Gipfelbuch der friedlichen Tage

Major d. R. Jürgen Leskien

ÜBER



NACH DIESEM SOMMER

legten wir unsere
bärte ab schnitten
das haar handlicher
und hängten die erinnerung
an lange abende bei
wein und kwaß
in die schränke zurück
die hemden tauschten wir
gegen derbere stoffe im spind
unbeholfen gingen da unsere
füße durch blicke und sand

später schritten wir sicherer
gingen aufrechter
des tags und bei nacht
mit wachem blick
entdeckten sonnenboote im metall
und den boten frühling
im geäst unserer wege
den bäumen und sträuchern
gewannen wir neue bedeutungen ab
und staunten über die nützlichkeit
verwundbarer erde

auch lernten wir die stimmen
der freunde zu scheiden
von denen der schwätzer
hielten die bücher länger
in der hand
verfolgten wort und tat
manchem setzten wir ein licht
in den kopf
damit ließ sich weit sehen
nach jenem sommer
da wir unsere bärte ablegten
und das haar handlicher schnitten
für diese zeit

Gefreiter Wolfgang Knape

UNS

SASCHA

In tiefem Schlummer lagst du, als ich kam.
Ich grüßte dich mit zart gehauchtem Kuß
und wußte, daß ich nur zwei Tage bleiben kann
und dann zum Dienstort wieder muß.
Und als ich fortfuhr, wollte ich dich wecken.
Du träumtest – lächeltest im Schlaf.
Achtundvierzig Stunden Spiel und Spaß und Necken –
schön war's, träume weiter – und sei brav!
Du fragst am Morgen, wo ich denn geblieben,
und Mutti tröstet dich mit liebem Wort,
sie hat mir viel von dir im Brief geschrieben
und auch – fahr doch nicht wieder fort!
Doch weiß sie – und erklärt dir mit Gefühl,
daß ich für dich, für uns hier steh',
und für den Schlaf der Kinder und ihr Spiel,
des Nachts nach Hause komm' und wieder geh'.

Hauptmann Peter Schütz



LIEDER LERNEN

Das Stadtlied
Hinterhof
kennen Kinder
auch noch,
und das
Bärenlied
Honig
üben sie trotzdem

Das Sonnenlied:
Wiesen zum
Spielen!
sollen sie
singen
in Zukunft
unbeschwert!

Dafür
die Lieder
lernen
unsrer Soldaten
werd' ich!

Gefreiter d. R.
Klaus Rahn

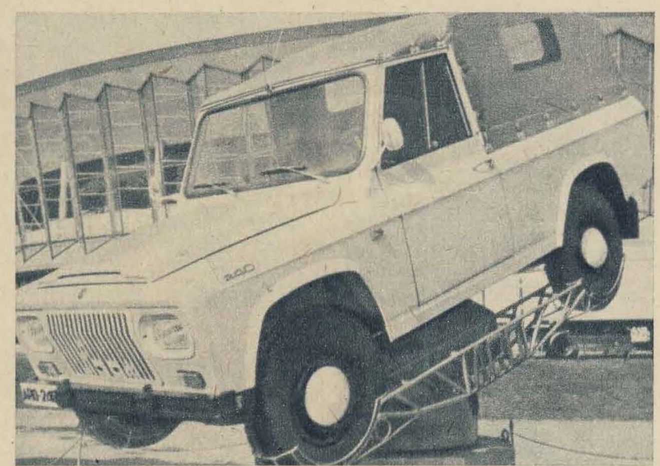
Illustration:
Professor Werner Klemke



Eisenbahnpioniere mit Rekord

Der Tradition, beim Verlegen von Gleisen Rekorde aufzustellen, blieben die Eisenbahnpioniere der Tschechoslowakischen Volksarmee auch im vergangenen Jahr treu. Zum Jahresabschluß warteten sie mit einerLandes-Bestleistung auf: 1000 Meter betriebsfertiges Gleis wurden in nur fünfeinhalb Stunden verlegt.

Geländewagen „Aro 240"



Aus der Sozialistischen Republik Rumänien kommt der neue, in Form und Leistung moderne Geländewagen „Aro 240". Das Fahrzeug wird in zwei- oder viertüriger Ausfertigung produziert. Beide Versionen sind mit einem Planenverdeck versehen. Der 2,5-l-Vierzylindermotor leistet bei 4200 U/min 80 PS. Der „Aro" ist allradgetrieben und hat ein vollsynchronisiertes Vierganggetriebe sowie Geländeübersetzung. Seine Höchstgeschwindigkeit beträgt 110 km/h, die Anhängelast bis zu 1000 kp.

Optisch-elektronisches Zielgerät

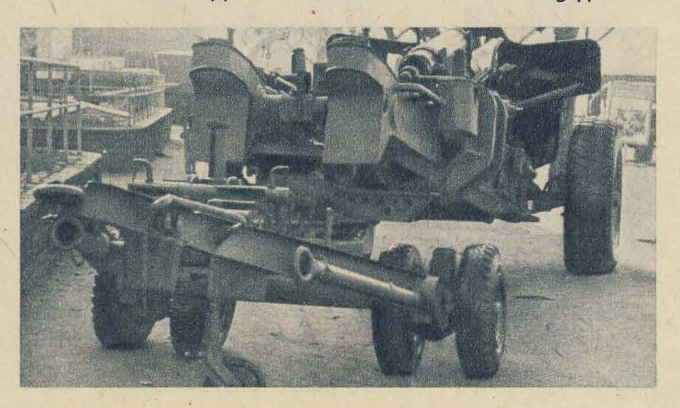
Mit dem von Gefreiter d.R. Dipl.-Physiker Weidhase und seinem Neuererkollektiv entwickelten optisch-elektronischen Zielgerät können sich bewegende und auftauchende Ziele „bekämpft" werden. Das ist mit den bisher gebräuchlichen MZG und OZG nicht möglich. Das neue Zielgerät

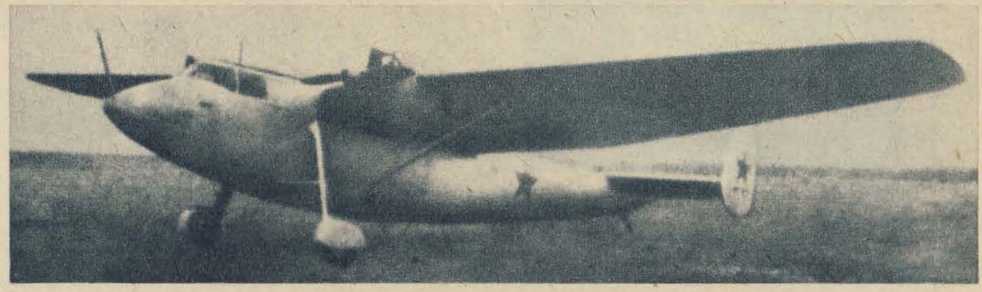


erlaubt auch ein reales und gefechtsnahes Schießtraining mit allen Anschlagarten aus dem Stand, aus der Stellung oder aus der Bewegung. Dabei spielen Tageszeit sowie Witterungsbedingungen keine Rolle.

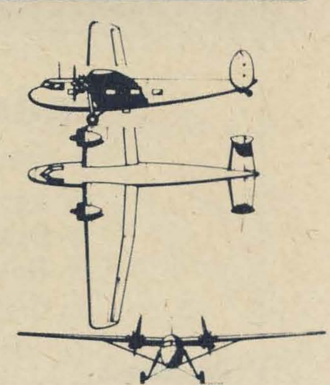
Schleppachse für 130-mm-Kanone

Zur Erleichterung des Transports und um die Sicherheit im Straßenverkehr sowie bei der Geländefahrt zu erhöhen, schufen Neuerer der NVA diese Schleppachse. Sie rollt auf kleinen Doppelrädern, zwischen denen die Rückleuchten angebracht sind. Ein abklappbares Stützrad und eine montierbare Schleppstange (rechts) lassen das Schleppen der Kanone von verschiedenen Fahrzeugtypen zu.





Transportflugzeug Schtsche-2 (UdSSR)

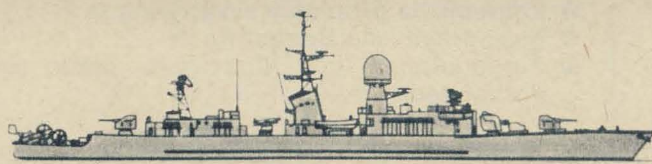


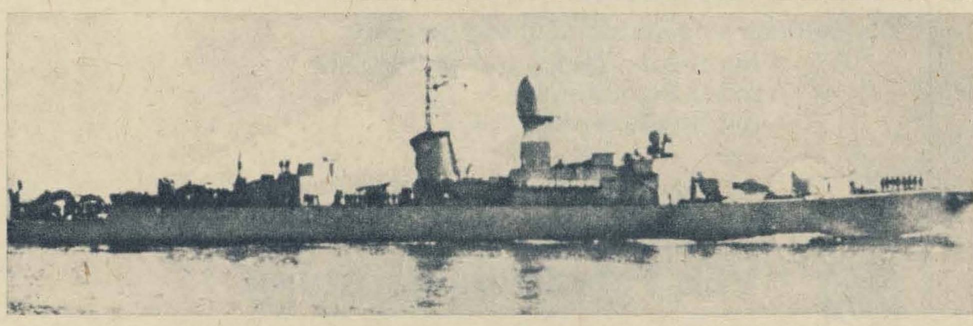
Taktisch-techn che Daten:

Spannweite	21,95 m
Länge	15,25 m
Höhe	4,00 m
Höchst-geschwindigk.	150 km/h
Gipfelhöhe	3000 m
Reichweite	640 km
Triebwerk	2 Sternmotore M 11D, je 125 PS Leistung
Besatzung	2 Mann, Plätze 8

Das Flugzeug wurde 1940 ursprünglich als leichtes Verkehrsflugzeug für Nebenlinien sowie für den örtlichen Flugverkehr entwickelt. Wegen seiner guten Leistungen wurde es im Kriege zur Versorgung von Partisaneneinheiten und zum Absetzen von Fallschirmjägern im Hinterland des Feindes herangezogen.

Korvette „Aconit" (Frankreich)





Taktisch-technische Daten:

Wasserverdräng. (Einsatz)	3560 ts
Länge	127 m
Breite	13,4 m
Tiefgang	5,5 m
Geschwindigkeit	27 kn
Fahrstrecke	5000 sm
Antrieb	Turbinen, 27200 PS Leistung
Treibstoff	Öl
Bewaffnung	2×100-mm-Geschütze, 6 U-Jagd-Raketenwerfer, 6 U-Jagd-Torpedorohre, Schiff-Unterwasser-Flugkörper „Malafon"
Besatzung	258 Mann

Die Korvette entspricht in ihren Ausmaßen etwa den Zerstörern der „Surcouf"-Klasse. Sie ist aber wesentlich langsamer. Das Schiff wurde 1971 in Dienst gestellt.



Gelassen blickt der je nach der Jahreszeit weiß oder blau-rot gekleidete, messingbehelmte Posten vor dem Präsidentenpalais in Lima auf die vorbeiwandelnden Passanten. So, als habe sich hier seit Ewigkeiten nichts verändert, als sei die Zeit stehen geblieben.

Doch der Schein trügt. Zumindest seit dem letzten halben Jahrzehnt. Wobei speziell in den Monaten Oktober/November des vergangenen Jahres eine erneute Periode nationaler politischer Aktivität begann. Eingeleitet von den Feierlichkeiten zum fünfjährigen Bestehen der Regierung der Streitkräfte im südamerikanischen Andenland Peru.

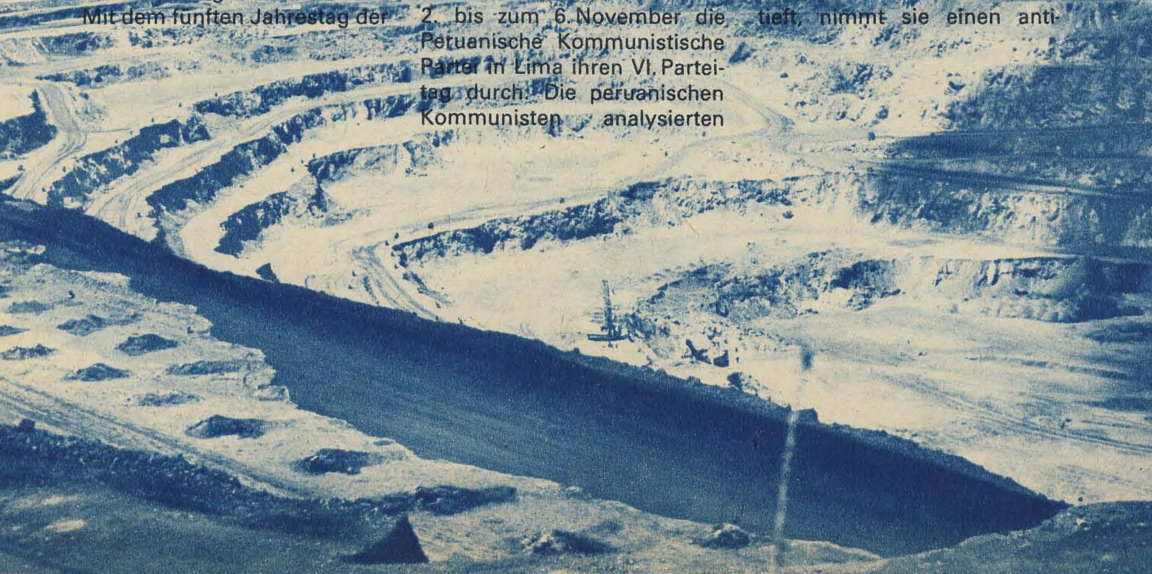
Am 3. Oktober 1968 war seinerzeit Präsident Belaunde Terry von Offizieren aus dem Lande hinauskomplimentiert worden. Eine Militärregierung unter General Juan Velasco Alvarado hatte die Macht ergriffen. Es war der dreizehnte lateinamerikanische Militärputsch der sechziger Jahre gewesen; und die zwölf vorhergehenden hatten alle die klassische Regel erfüllt: Beseitigung mehr oder minder liberaler bürgerlicher Regierungen und ihre Ersetzung durch reaktionärste Diktatoren. Die Regierung der Streitkräfte Perus sollte sich als die berühmte Ausnahme in dieser Regel erweisen. Das trat in den vergangenen fünf Jahren deutlich zutage.

Mit dem fünften Jahrestag der



Regierung der Streitkräfte kehrte übrigens General Velasco nach langer, schwerer Krankheit, in deren Verlauf ihm ein Bein amputiert worden war, in das politische Leben seines Landes zurück. Zur gleichen Zeit begannen konterrevolutionäre Kräfte, an deren Spitze der nordamerikanische Kupferkonzern „Cerro de Pasco Corp." steht, sich gegen die Maßnahmen der Regierung zu wenden. Das führte zu einer scharfen Antwort Präsident Velascos an die Adresse der Konterrevolutionäre und zu Sicherheitsmaßnahmen im ganzen Land. In dieser Situation führte vom 2. bis zum 6. November die Peruanische Kommunistische Partei in Lima ihren VI. Parteitag durch. Die peruanischen Kommunisten analysierten ihrerseits die fünfjährige Politik der Regierung der Streitkräfte vom marxistisch-leninistischen Standpunkt aus und formulierten darüber hinaus die notwendigen Schritte für die nächste Zeit. Sie anerkannten die bedeutenden Fortschritte, die die vor fünf Jahren eingeleiteten Veränderungen für Peru gebracht haben, ohne die Augen vor den Unzulänglichkeiten und noch zu lösenden großen Problemen zu verschließen. Auch sie wiesen auf die Gefahren hin, die von seiten der in- und ausländischen Reaktion drohen. Eine ausführliche Analyse veröffentlichte der Generalsekretär der PKP, Jorge del Prado, in der theoretischen Zeitschrift der KPdSU „Kommunist". Er trifft darin die Feststellung: „Dank der Spezifik der von der Regierung vorgenommenen Umgestaltungen und dank den besonderen Formen und Methoden, die von ihr angewandt wurden, hat dieser Prozeß in der Welt den Namen ‚peruanisches Phänomen' erhalten."

Die peruanischen Kommunisten betrachten diesen Prozeß als eine antiimperialistische und antioligarchische Revolution, die auf die Erreichung der nationalen Unabhängigkeit und auf die Überwindung der wirtschaftlichen Rückständigkeit gerichtet ist. „In dem Maße, wie sich diese Revolution entwickelt und vertieft, nimmt sie einen anti-



kapitalistischen Charakter an." Das ist zum Beispiel bei der Nationalisierung der peruanischen Fischereiindustrie der Fall. Sämtliche Fischereiunternehmen, einschließlich aller mittleren und kleinen Betriebe, wurden von der staatlichen „Pescaperu" (Perufischerei) übernommen. Eine Maßnahme von großer Bedeutung, weil Peru in der Fischmehl- und Fischölproduktion an erster Stelle in der Welt steht. Jorge del Prado stellte fest, daß „es sich um eine Maßnahme handelt, die ihrem sozialen Charakter nach gleichzeitig antiimperialistisch, antioligarchisch und antikapitalistisch ist."

Nationalisiert, wenn auch nicht mit so eindeutig antikapitalistischem Charakter, doch mit antiimperialistischer Zielstellung, wurden die Anlagen der International Petroleum Company, das Telefonnetz der ITT, ein Teil der Bergbaukonzessionen und Industrieunternehmen. Es gehört zum Grundkonzept der von den Streitkräften in Angriff genommenen Umgestaltungen, daß neben dem privaten ein gesellschaftlicher Sektor in den Hauptzweigen der Wirtschaft geschaffen wird. Dafür wurde eine Reihe von nationalen Unternehmen gegründet, deren Namen bereits programmatische Bedeutung

Gerhard Desombre

DAS PERUANISCHE PHÄNOMEN



Das Denkmal des Indiobauern in Lima

haben: „Petroperu" (Peru-Petroleum), „Mineroperu" (Peru-Bergbau), „Induperu" (Peru-Industrie), „Electroperu" u. a.
Wie bereits in Chile, so stellen sich auch in Peru die nordamerikanischen Kupferkonzerne mit aller Kraft dieser Entwicklung entgegen. Am 27. 9. 73 meldete die BRD-Zeitschrift „Blick durch die Wirtschaft": „Nach Ansicht von Marktbeobachtern hat sich die Lage im peruanischen Kupferbergbau in den letzten Wochen soweit zugespitzt, daß gewisse Parallelen mit der Lage in Chile in den vergangenen Jahren angebracht sind. Durch eine Verordnung hat die peruanische Regierung verfügt, daß der Verkauf aller Erzeugnisse der Cerro de Pasco ab 1. Januar 1974 von der peruanischen Regierung übernommen wird. Nach Ansicht der Cerro de Pasco hat die peruanische Regierung jetzt Forderungen gestellt, die auf eine Enteignung hinauslaufen... Nach Ansicht von Marktbeobachtern enthält die Situation in Peru genügend Zündstoff, um eines Tages die Kupfermärkte beeinflussen zu können."
Wer ist diese Cerro de Pasco Corp., und was will sie von Peru? Dieser nordamerikanische Bergbaukonzern führt den Namen des alten peruanischen Bergbauzentrums Cerro de Pasco. Bereits im Inkareich wurde dort Silber gefördert, was die Gold und Silber suchenden spanischen Conquistadores anzog wie das Licht die Motten. Der Silberrausch von Cerro de Pasco lockte unzählige Glücksritter dorthin. Hunderte von verlassenen Stolleneingängen, die eigentlich nur Löcher von 12 bis 20 Meter Tiefe sind, bilden eine nicht unerhebliche Gefahr in den alten Höfen und Straßen der Stadt. Der größte Teil des Geländes mit den alten Stollen und auch bereits ein Teil der Bergarbeiterstadt haben einem gewaltigen Tagebau Platz gemacht. Seit einigen Jahrzehnten baut der US-Bergbaukonzern, der sich den Namen dieses Ortes zugelegt hat, hier Silber-, Blei-, Zink- und Kupfererze ab.
Um nach Cerro de Pasco zu gelangen, fährt man mit der Zentraleisenbahn von Lima aus von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, obwohl nur 317 Kilometer zurückzulegen sind. Doch es sind einmalige Kilometer in der Geschichte der gesamten Eisenbahnbautechnik. Über mehr als zwanzig Zickzackstrecken windet sich der Zug bis in eine Höhe von 4800 Metern hinauf und überquert durch den höchsten Eisenbahnpaß der Welt die Westkordillere der Anden. Während des Anstiegs passiert der Zug zahlreiche kleine Stationen von Erzgruben. Sie gehören alle der Cerro de Pasco Corp. Aber erst jenseits der Westkordillere beginnt das eigentliche Reich dieses Konzerns. Die 3700 Meter hoch gelegene Industriestadt La Oroya ist seine Hauptstadt. Hier hat er seine Schmelzhütten zu stehen. Hier residiert seine Verwaltung, und hier stehen die langen kasernenartigen „Campamentos" der Berg- und Hüttenarbeiter. Jede Familie hat einen Raum von 3 mal 4 Metern, der Küche, Wohn- und Schlafraum zugleich für Eltern und die meist zahlreichen Kinder ist. Durch die Tür geht man ohne Korridor direkt nach außen.
Bis vor wenigen Monaten gehörte dem Konzern auch die Eisenbahnlinie, die von hier aus nach Cerro de Pasco führt. Jetzt ist sie nationalisiert und bildet eine Teilstrecke der staatlichen Zentraleisenbahn Perus.
Ich stieg in La Oroya mittags gegen 14 Uhr in einen Zug der damaligen „Cerro de Pasco Railway" um, der mit mäßiger



Durch die Militärregierung nationalisiert wurde die Fischereiindustrie Perus. Zudem bekamen 130000 Bauern und Landarbeiter rund 3.2 Millionen ha eigenen Grund und Boden, bei dessen Bearbeitung die Soldaten tatkräftig helfen.

Geschwindigkeit viele enge Kurven passierte. Die Ingenieure, die diese Strecke einst bauten, konnten das schwierige Gelände nur bezwingen, indem sie eines der wenigen zusammenhängenden, schmalen Längstäler dieser Region geschickt ausnutzten. Als der Zug den „Altiplano", die große zentrale Hochebene der Anden erreicht hatte, wurden die Kurven weiter und das Tempo höher. Dicke, schwarzblaue Wolkenwände wälzten sich über die Hochebene, und binnen weniger Minuten war der Zug eingehüllt in einen dichten Schneesturm — eine Eskapade des Wettergottes im Tropengürtel südlich des Äquators. Doch andererseits völlig normal in rund 4000 Meter Höhe. Nur selten verläuft die Strecke tiefer und auch dann nur um wenige Meter, wie man es in den Anden an allen Stationsschildern ablesen kann.

Nachdem der Schneesturm vorüber war, ging es durch eine echte weiße Winterlandschaft immer höher hinauf, bis gegen 18.00 Uhr, bei hereinbrechender Abenddämmerung, das rund 4400 Meter hoch gelegene Cerro de Pasco erreicht war. Die Passagiere des Zuges, größtenteils Indianerinnen mit weißen, zylinderartigen Hüten und Filzglocken, verschwanden in der verschneiten Bergwelt.

Am nächsten Morgen war der Schnee weg. Es tropfte von den Rieddächern, und die ungepflasterten Straßen von Cerro de Pasco verwandelten sich in glitschige Schlammpfade. Am südlichen Rand der Ortschaft gähnte das Riesenloch des Tagebaues, dem die alte Bergarbeitersiedlung mit ihren langen, kasernenartigen Campamentos langsam weichen muß.

Cerro de Pasco entsteht in einiger Entfernung neu — in der alten Weise. Der amerikanische Kupferkonzern nutzt die notwendig gewordene Verlegung des Ortes nicht, um seinen peruanischen Arbeitern neue, menschenwürdige Wohnungen zu errichten, sondern baut neue Campamentos, Kasernen mit einem Raum pro Familie. Dieser Skandal und die finanziellen Praktiken des Konzerns beim Export der in Peru gewonnenen Mineralien stehen im Widerspruch zur Wirtschafts- und Sozialpolitik der peruanischen Regierung. Der Konflikt ist nicht ungefährlich, wie die Praktiken der großen US-Konzerne in Chile zeigen. Doch die Regierung der peruanischen Streitkräfte ist entschlossen, ihren Weg weiter zu gehen. Auch gewinnen ihre führenden Persönlichkeiten, trotz interner Widersprüche, an politischer Erfahrung.

Präsident Velasco erklärte in seiner großen Rede zum 5. Jahrestag der Bildung der Militärregierung: „In dem Maße, wie sich der revolutionäre Prozeß vertieft, wird die Aktion unserer Feinde durchschaubarer, und jedesmal können wir mit größerer Sicherheit feststellen, wer heute in der peruanischen Politik wo steht. So schält sich die Position derjenigen immer deutlicher heraus, die sich gegen eine Weiterführung des Prozesses stellen." Und er warnte: „Wir bekräftigen vor dem Land, daß wir weder Haß schüren noch Gewalttätigkeiten auslösen wollen. Wir wollen in Frieden diese Revolution weiterführen... Und möge man begreifen, daß, wenn die Konterrevolution auf ihren Zielen beharrt, die Tage dieses Friedens gezählt sein werden. Dafür werden diejenigen die Verantwortung tragen, die in Gewalt und Chaos das letzte Mittel einer sinnlosen Verteidigung Privilegien, Pfründen und schändlichen Interessen sehen."





„Zehntausend“, sagt die Bibliothekarin leichthin. Ich bin überrascht. Überschlagsrechnung im Kopf: Der Raum scheint zu klein dafür. Dennoch, die Anzahl der Regale, jedes Regal hat soundsoviele Fächer, pro Fach soundsoviele Bücher... Tatsächlich, die Rechnung könnte stimmen. Zehntausend Bücher. Bliebe höchstens als Differenz die Zahl der zur Zeit ausgeliehenen und der nach Rückgabe noch nicht wieder eingeordneten Bücher. Sie heißt nicht Karin, die Bibliothekarin, obwohl das durchaus meinen Vorstellungen entsprochen hätte. Sie heißt Marianne.

Marianne ist auch nicht von Haus aus Bibliothekarin. Sie war vorher Schreibkraft im Stab des Truppenteils. Die Stelle in der Bibliothek mußte dringend besetzt werden. Man fragte Marianne. „Ich habe lange hin und her überlegt. Die ‚Buchperspektive‘ reizte mich sehr, kurzentschlossen habe ich dann zugesagt. — Hach, aber dann, als ich vor den Regalen stand, flößten mir die Zehntausend gehörigen Respekt ein. Fast hätte ich meinen Entschluß bereut!“

Im Nachhinein zu trösten, aller Anfang sei nun mal schwer, wäre natürlich platt, und das war auch gar nicht nötig.

Marianne hat inzwischen ein Fachschulstudium für Bibliothekare in Leipzig begonnen. „Die Soldaten machten mir Mut, dieses

Illustrationen: Paul Klimpke



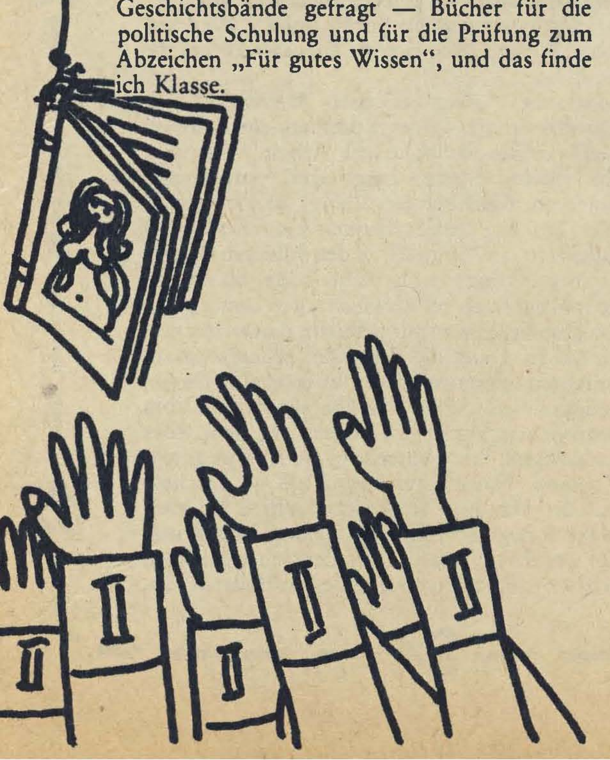
Studium anzufangen." Die Betonung liegt auf Soldaten. Nicht wenige von ihnen, Abiturienten, Fachschul- und Hochschulabsolventen, waren und sind ihre Berater. Sie helfen ihr, den Lehrstoff zu ordnen, zeigen ihr methodische Schritte für das mühsame Selbststudium.

Frau Marianne kann deshalb mit ruhigem Gewissen, pardon, mit gutem Gewissen zum Seminar fahren oder Klausurarbeiten schreiben. Was wird denn hauptsächlich gelesen? Kommen stets alle Bücher wieder zurück oder „zieht" einer mal ein Buch „hoch"? Wer liest was? Wie verteilen sich die Dienstgrade auf die Leser?

Marianne: „Der höchste Dienstgrad ist Oberstleutnant — der Kommandeur und sein Stellvertreter für politische Arbeit. Weit über die Hälfte meiner Leser sind naturgemäß Soldaten. Reichlich ein Viertel sind Offiziere. Nur mit den Unteroffizieren bin ich nicht so zufrieden. Im Vergleich zu den Soldaten sind sie recht gemäßigte Leser." Die Frage, ob ab und zu mal ein Buch verschwindet, war unnötig; ja, ich gestehe, es war mir peinlich, danach gefragt zu haben. Denn die Genossen gehen sorgsam mit ihren zehntausend Verbündeten um. Davon zeugt schließlich ein Blick über die Regale. Vom natürlichen Verschleiß abgesehen, dem jedes vielgelesene Buch unterliegt, ist alles in gutem Zustand. Natürlicher Verschleiß — das liegt auf der Hand — zeigt sich deutlich bei zwei Hauptkategorien: Bei der schöngeistigen und bei der Fachliteratur. Bei der schöngeistigen scheint mir allerdings eines auffallend: Da

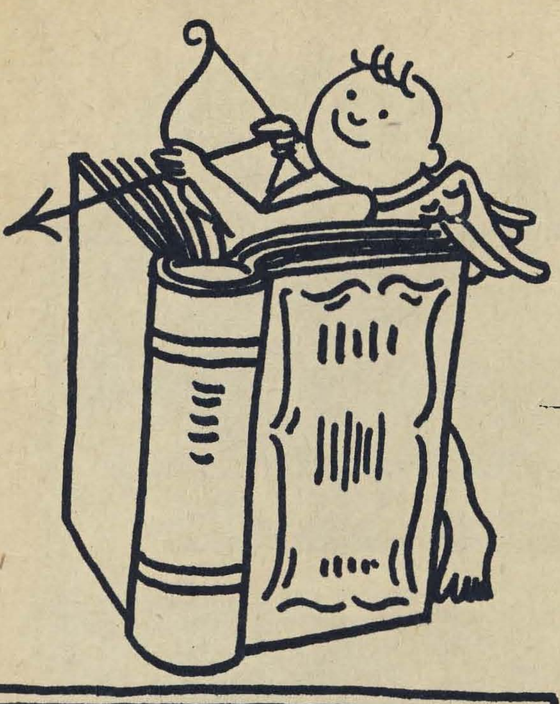
werden nicht nur wenige Standardautoren und -titel der Gegenwart und der Vergangenheit bevorzugt. Die Buch-Palette ist viel reichhaltiger. Es gibt schließlich noch anderes außer Krimi, utopischer und Abenteuerliteratur. Woher kommt aber diese verhältnismäßig breit gefächerte Nachfrage? Ganz einfach. Marianne hat den Tip ihrer treuesten „Kunden" aufgegriffen. Sie läßt bestimmte Bücher — nicht nur neuangeschaffte, nicht nur zur Anschaffung vorgesehene — von mehreren Soldaten lesen, gewissermaßen testen, und diese Soldaten sind dann in ihrer Kompanie, in den Stuben, die besten Literaturpropagandisten. Gezieltes Lesen, überlegtes Lesen hat nicht zuletzt durch diesen kleinen Trick die Oberhand über das wahllose Konsumieren gewonnen. Es gab Zeiten, da suchte ein Abgesandter für seine Stubenkameraden mehr oder weniger nach Gutdünken, einen Arm voll Bücher zusammen, grüßte und verschwand bis zum nächsten Mal. Inzwischen hat sich einiges verändert, nicht zuletzt durch das bibliothekarische Wirken der Marianne, die eine echte Vertraute der Soldaten geworden ist. Schritt für Schritt nehmen sich die Soldaten Werke bestimmter Autoren vor. Sie dringen in einzelne Literaturepochen ein und setzen sich mit schwierigen Werken auseinander.

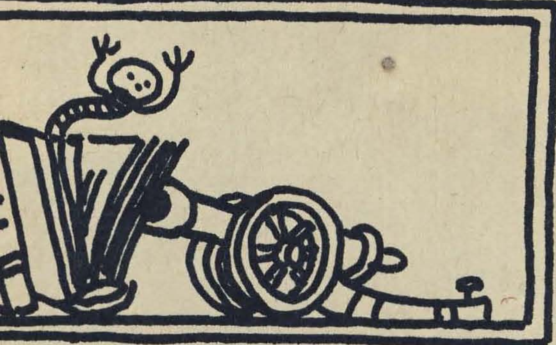
Die andere große Kategorie ist die politische und die Fachliteratur. Dazu zählt nicht nur, was der Soldat unbedingt braucht, vom „Militärischen Grundwissen" angefangen über Nachschlagwerke und Wörterbücher bis hin zur Topographie, zur Ballistik oder was weiß ich. Hier sind auch die Schriften von Marx, Engels, Lenin, das Philosophische Wörterbuch, Geschichtsbände gefragt — Bücher für die politische Schulung und für die Prüfung zum Abzeichen „Für gutes Wissen", und das finde ich Klasse.



Das Wort „Buchbesprechung" erwähnt Marianne recht vorsichtig. Eine Buchbesprechung ist schließlich eine anspruchsvolle Angelegenheit. Wenn es nun gar zum Wortgefecht kommt über Auffassungen und Deutungen; denn ein und dasselbe Buch wirkt unterschiedlich auf die Menschen. Jeder hat seine eigenen Empfindungen, gefiltert durch unterschiedliche Lebenserfahrungen, das kann gar nicht anders sein. Wer will sich da das entscheidende Wort als letzte Instanz anmaßen, wie beispielsweise Simonow, Anna Seghers, Pablo Neruda oder Gorki verstanden sein sollten? „Ich würde das Wort ‚Buchbesprechung', zwar etwas kompliziert, mit ‚Austausch der Gedanken über ein Buch und seinen Verfasser' umschreiben", meint Marianne.

In unserer Literatur sollten wir einen unentbehrlichen Verbündeten sehen, im Schriftsteller einen Kampfgenossen erkennen, der uns helfen will, Freund und Feind klar zu





unterscheiden, unsere Welt parteilich zu betrachten, den ganzen Reichtum des Lebens zu erschließen. Das verlangt Mitdenken und nicht bloßes Konsumieren. Und da das Denken eigentlich Spaß machen sollte, wie schon mal ein Großer verkündete, wird damit ja auch die Unterhaltungsfunktion der Literatur deutlich. Und etwas anderes noch hat Marianne inzwischen erkannt: „Ein Soldat, der sich in der Literatur zu Hause fühlt, kommt sicher schneller zu der Erkenntnis, warum er Meister des Waffenhandwerks sein muß."

Marianne hat eine gute Form gefunden, um mit den Soldaten über Bücher zu diskutieren. Erst war es nur eine FDJ-Gruppe, mit der sie sich kurz schloß. Inzwischen gehören auch andere Kollektive zur Buchpartie. Dabei haben sich „Spezialisten" herausgebildet für klassische Werke, Memoirenliteratur, zeitgenössisches Schaffen, Lyrik und Weltliteratur. Eine Arbeitsteilung, die vertiefte Kenntnisse und größere Abwechslung mit sich bringt. Die Bücher sollen doch im Fühlen, Denken und Handeln der Soldaten ihre Spuren hinterlassen. Major Hans-Jürgen Pitz ist verantwortlich für die kulturelle Massenarbeit im Truppenteil. Mit ihm läßt es sich gut über Bücher plauschen. Deshalb liegt ihm die Entwicklung der Bibliothek zu einem kulturellen Zentrum sehr am Herzen. Major Pitz hat da auch so einige Ideen, wie man das Buch noch näher an den Mann, bzw. den Soldaten, bringen kann.

„Wir wollen zum Beispiel vor jeder Filmveranstaltung einige Neuerwerbungen der Bibliothek in Form von Dia-Einblendungen publik machen. Unsere Buchhandlung und die Bibliothek stimmen sich dabei ab. Vor allem aber wollen wir erreichen, daß sich die Soldaten in der Bibliothek wie zu Hause fühlen. Sie soll wochentags und besonders am Wochenende ein kulturell-geistiger Sammelpunkt sein. Das heißt, wir müßten uns von vornherein darauf einrichten, daß die Soldaten dort länger verweilen als nur zur Rückgabe und zum Aussuchen von Büchern. Man muß an Ort und Stelle mal da, mal dort blättern, ungestört ein paar Seiten lesen können, sich darüber unterhalten."

„Andererseits darf bei größerem Andrang die Übersicht nicht verloren gehen. Ich allein schaffe das nicht," wirft Marianne ein. Und dann sollen auch noch Schallplatten im Verleih angeboten werden. Es wird sich in der nächsten Zeit also in Mariannes Bibliothek einiges tun. Helfer haben sich genug angeboten, um die zehntausend papiernen Freunde kreisen zu lassen.

Leutnant d. R. Gert Reinhardt




Beeindruckend

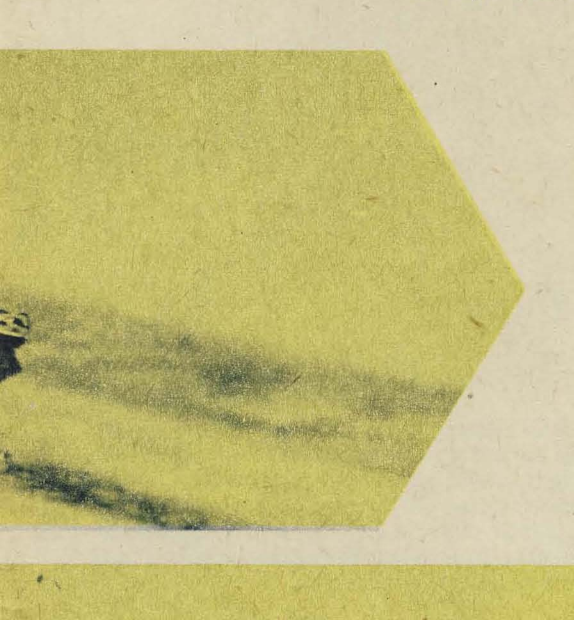

Modern


Perfekt

... weil er nicht schlechthin Aufsehen erregt, sondern wegen seiner ausgezeichneten Geländegängigkeit und seines hohen Tempos einfach besticht, weil er eben Eindruck macht.

... weil er einen Kampfwert aufzuweisen hat, der dem eines Panzers sehr nahe kommt. Seine Feuerkraft ist enorm, seine Formgebung elegant; er entspricht waffentechnisch nicht nur meinem Geschmack.

... weil er als Gruppenkampfmittel wirklich allen Forderungen des modernen Gefechts gerecht wird, weil er konstruktiv vollendet und, so kann man behaupten, aus einem Guß ist.



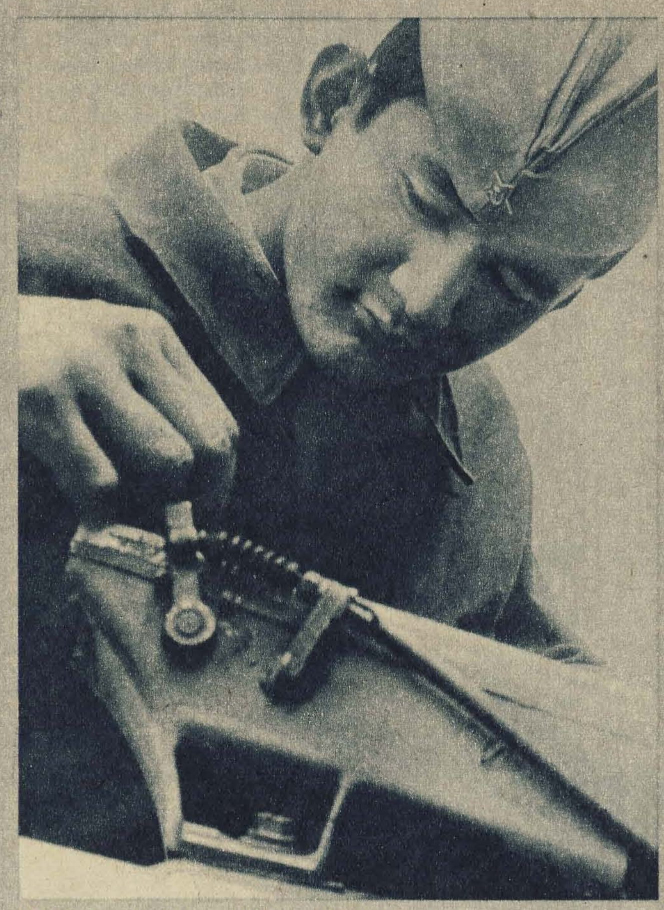
Das sind die Meinungen einiger Soldaten und Sergeanten des mot. Schützenzuges Stroganow, die AR-Korrespondent Oberst A. K. Lostschilow zu seinem nachstehenden Beitrag notierte.

Natürlich konnten die Soldaten nicht gleich solche Urteile über ihren Schützenkampfwagen abgeben. Dazu fehlte es ihnen anfangs einfach an den nötigen Kenntnissen und Erfahrungen. Vor allem den erst kürzlich Eingezogenen fiel es noch schwer, den Anforderungen, die so ein modernes Gefechtsfahrzeug dem einzelnen stellt, gerecht zu werden. Da waren zwei junge Soldaten kasachischer Nationalität in den Zug gekommen. Schon bei ihrer Meldung bemerkte der Zugführer, daß es mit dem Militärrussisch haperte. So kam es, daß sie „Startschwierigkeiten" hatten. Aber die beiden, Soldat Karimow und Soldat Mamedsachadow, sind nicht die einzigen, deren Muttersprache nicht Russisch ist. Im Zug Stroganow gibt es Russen und Kasachen, Usbeken und Turkmenen, Armenier, Aserbaidshaner, Tataren, Udmurten sowie Soldaten anderer Nationalitäten, an denen unsere sowjetische Heimat so reich ist. Und alle haben sich sehr bald zurecht-

gefunden, denn der mot. Schützenzug Stroganow bildet ein gutes Kampfkollektiv. Wenn neue Soldaten an die Stelle der entlassenen treten, kümmern sich die „Füchse" um sie. Die Meisterschützen Kurtmamedow und Rustamow, zwei Könner im Umgang mit MG und MPi, nehmen die Ankömmlinge aus den mittelasiatischen Republiken unter ihre Fittiche. Der Richtschütze Gefreiter Ponomarew und Soldat Arsikulow, ein Fahrer, betreuen ihre neuen Genossen in technischer Hinsicht. Viele Stunden der Freizeit opfert der Komsomolze und Kommandant, Sergeant Solowjow, um seine Besatzung in kürzester Zeit zu Meistern ihres Faches heranzubilden.

Die Männer des Zuges sind mot. Schützen. Die moderne Kampftechnik hat ihnen aber längst einen neuen „Status" gegeben. Sie fühlen sich im Schützenkampfwagen mit der eigentlichen Besatzung so verbunden, daß sie sich selbst als Besatzungsmitglieder fühlen. Und umgekehrt betrachtet sich die ständige Besatzung nicht als „fahrendes Personal" oder gar als „Tankisten". Schützengruppe und Besatzung gehören zusammen. Sie bilden ein einheitliches Kollektiv von Kämpfern, das eine hochmoderne Kollektivwaffe einsetzt.

Auf die Einhaltung dieses Prinzips achten die Vorgesetzten und die Komsomolgruppe. Als es einmal nicht so ganz klappte, die Fahrzeuge waren den Schützen enteilt, hielt Sergeant Stroganow am



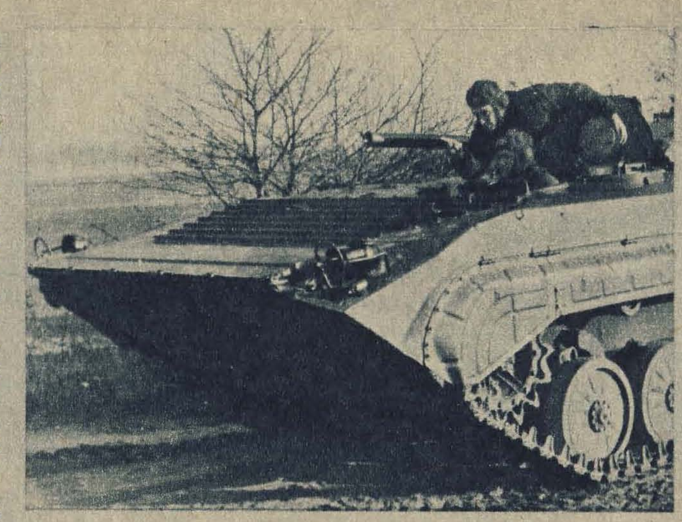
Willst du aus deiner Waffe alles herausholen, was sie hergibt, dann pflege und behandle sie ordentlich. So lautet der Wahlspruch von Soldat Schumabajew, dem Richtschützen (oben). Nicht anders denkt Kommandant Sokolow bei der Unterweisung seines Fahrers. „Erklär ihm viel, und er wird geschickt manövrieren". (Foto rechts oben). In der Praxis zeigt sich dann, was Mensch und Waffe zu leisten vermögen.



Abend eine „Lektion". Er nahm seine Männer zusammen und wertete zunächst streng dienstlich die Übung aus. Dann ging er zum „väterlichen" Teil über. Anhand der Einsatzprinzipien des Schützenkampfwagens erläuterte er den Soldaten, daß sie nur dann ihre Aufgabe auf dem Gefechtsfeld erfolgreich lösen können, wenn sie abgesessen mit dem Fahrzeug „Schritt halten" bzw. wenn die Besatzung die Schützen nicht aus den Augen verliert. Die Kampffahrzeuge der mot. Schützen sind keine Autobusse, die eine Gruppe an den Ort der Handlung bringen. Die Bewaffnung des „Turmes" hat die Schützengruppe kräftig zu unterstützen. Und wenn diese aufgesessen handelt, ergänzen ihre automatischen Waffen die Feuerkraft des Fahrzeugs.

Das Gespräch wurde lockerer. Persönliche Erfahrungen wurden ausgetauscht. Soldat Rustamow, groß von Statur, gab zum besten, wie er sich als Neuling abquälte, seine langen Beine unterzukriegen, um bequem aus der Schießluke feuern zu können. Die vielen blauen Flecke, die er sich holte, kündeten von seinem Bemühen. „Die Langen haben es eben schwerer als die Kurzen", meinte er. „Aber bin ich deshalb ein schlechter MG-Schütze?"

Andere, wie z. B. Soldat Islamow, der schon als Junge „Zustände" bekam, wenn er im Bus über die gewundene Bergstraße zur Kreisstadt fuhr, erzählte, wie er fast seekrank wurde, als er das erste Mal bei Höchstgeschwindigkeit über den „Gefechtsacker" ge-









schaukelt wurde. Ja, die Geschwindigkeit, das Schaukeln und Wippen im Gelände... Sie können manchem in den ersten Wochen das Leben sauer machen. Vor allem, wenn einer körperlich nicht — oder noch nicht — auf der Höhe ist.
Moderne Gefechtsfahrzeuge zeichnen sich durch große Geschwindigkeiten im Gelände aus. Da sie eng mit den Panzern zusammenwirken, muß auch ihre Beweglichkeit denen der Panzer nahe kommen. Und was die Langen angeht: Der Konstrukteur eines solchen Schützenkampfwagens kann leider nicht an sie denken. Er muß die fahrende Festung so gestalten, daß sie für den Gegner ein schwer auszumachendes und somit schlecht zu treffendes Ziel darstellt. Das ist unseren sowjetischen Ingenieuren mit dem Gefechtsfahrzeug der Schützen vollauf gelungen. Seine Silhouette ist sehr niedrig, seine Panzerung sehr schräg und geschoßabweisend. Auch hatten sie daran zu denken, daß die aufgesessenen Schützen trotz der geringen Fahrzeughöhe gut das Gelände beobachten und mit ihren „Kalaschnikows" treffsicher bei voller Fahrt schießen können. Lange wie Kurze haben durch die günstige Anordnung der Einstiegsluken im Heck keine Schwierigkeiten, schnell und gedeckt auf- und abzusitzen.
Untersergeant Moskow von der dritten Gruppe gab seine Erfahrungen beim Ausbau der Deckung für das Fahrzeug preis. Es genügt nicht, eine Kuhle auszuheben oder etwas Sand vor den Bug zu schaufeln, wie das unlängst einer tun wollte. Die Deckung zu schaffen ist eine taktische Aufgabe. Hier müssen Kommandant und Schützengruppe eng zusammenarbeiten. Die Besatzung will aus der Deckung heraus effektiv die Kanone und die Panzerabwehrlenkraketen einsetzen. Dazu braucht sie Sicht- und Schußfeld. Gleichzeitig darf der Schützenkampfwagen vom Gegner nicht erkannt werden. Das ist wie mit der Tarnung: Selbst viel sehen, aber nicht gesehen werden. Der erfahrene Unteroffizier hatte mit seiner Gruppe auch alle Normen für das Ausheben der Deckung gebrochen — weil er seinen Soldaten den Sinn der Arbeit so erklärte.
Schützenkampfwagen sind von vornherein nicht für den Mannschaftstransport gedacht, sondern, wie der Name sagt, als Kampfmittel. Sie sind heute das wichtigste Instrument in der Hand der mot. Schützengruppe, um unter den Bedingungen des allgemeinen Gefechts den maximalen Erfolg zu erreichen. Mit den Schützenpanzerwagen BMP (russ. Abkürzung für Gefechtsfahrzeug der Schützen) erfuhren die sowjetischen Schützentruppen eine neue Qualität ihrer Bewaffnung.
1967, auf der großen Parade zu Ehren des 50. Jahrestages der Oktoberrevolution, fuhren zum ersten Mal die neuen Schützenpanzer unserer Streitkräfte über den Roten Platz. Alle Welt konnte den Fortschritt in unserer Waffentechnik sehen. An diesem Tage erregte der BMP bei Freund und Feind Aufsehen, nicht schlechthin, sondern weil auf den ersten Blick für jedermann zu erkennen war: Hier ist etwas Neues gezeigt worden, das in Form, Bewaffnung und Modernität allen anderen Fahrzeugen dieser Gattung weit voraus ist. Wieder einmal haben die sowjetischen Waffenkonstrukteure frühzeitig die Entwicklung erkannt. Wieder haben sie den Maßstab bestimmt, wieder bewiesen sie, daß die sozialistische Wirtschaft der Landesverteidigung die besten Waffen geben kann. Die Soldaten haben zu Recht die Anfangsbuchstaben ihres Gefechtsfahrzeuges mit BEEINDRUCKEND, MODERN und PERFEKT gedeutet, denn sie sind es, die diese Attribute mit Leben erfüllen.



KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 1. militärische Bezeichnung für eine aus Schlachten und Operationen bestehende Gesamtheit von Kampfhandlungen, 5. norwegischer Mathematiker, 8. Geschoß, 12. Meeresvogel, 13. Weinstock, 14. Wochenendhaus, 15. Brennstoffbehälter, 16. Sumpfvogel, 18. Bewohner einer Sowjetrepublik, 21. Wasserstelle in der Wüste, 22. Windstoß, 24. Staatshaushalt, 27. Teilchen eines chemischen Elementes, 29. männlicher Vorname, 30. Grundstoff, Grundbestandteil, 34. Tanzschritt, 37. Gipfel, Vorgebirge, 38. zügelloses Gelage, 39. männlicher Vorname, 41. Fluß im Harz, 43. Habsucht, 44. englisches Längenmaß, 45. Krankentransportgerät, 46. kämpferische Eigenschaft, 48. japanische Münze, 50. Schuhspanner, 53. spanischer Frauenname, 55. Nahrungsmittel, 57. Fluß in Italien, 60. Komponist der Oper „Die Zaubergeige", 61. Hauptstadt der Aserbaidshanischen SSR, 63. Fluß im europäischen Teil der UdSSR, 66. Unechtes, 67. weiblicher Vorname, 68. Stadt in Holland, 69. Saugwurm, 70. Monatsname, 71. sowjetische Oblasthauptstadt, 72. Weinernte, 73. Schriftstellerin der DDR.

Senkrecht: 1. Fanggerät, 2. Industriestadt im Bezirk Halle, 3. im Sport der Endpunkt eines Streckenwettbewerbs, 4. Besucher, 5. Schriftstück, Unterlage, 6. männlicher Vorname, 7. Mündungsarm des Rheins, 8. Bezirksstadt in der DDR, 9. Schuhmacherwerkzeug, 10. Bezeichnung für: Storch, 11. Freund und Mitarbeiter von Karl Marx, 17. Baumteil, 19. Lebensbund, 20. Getränk, 21. Großmutter, 23. Südfrucht (Mehrzahl), 25. Anpassung militärischer Objekte an ihre Umgebung, 26. Backmasse, 27. Gattung der Blattschneideameisen, 28. Stadt in der Volksrepublik Polen, 31. Klebemittel, 32. Planet, 33. Schmetterling, 35. waagerechte Mauerkante, 36. Bewohner einer Sowjetrepublik, 40. Vorname eines Volksnarren, 42. weiblicher Vorname, 46. nordspanische Industriestadt, 47. Decke, Umschlag; Deckblatt, 49. straußenähnlicher Vogel, 51. Nebenfluß der Donau, 52. Rat, Hinweis, 54. polnischer Schriftsteller (1838—1886), 56. Bezirksstadt in der DDR, 58. Gruppe von Artgenossen, 59. Vogelwelt eines Gebietes, 61. Lebenssaft, 62. Hauptstadt der Ukrainischen SSR, 63. Schachfigur, 64. griechische Küstenlandschaft, 65. Theaterplatz, 67. Fett.

Auflösung aus Nr. 2

KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 1. Munition, 8. Antenne, 12. real, 14. Eis, 15. Rolle, 16. Lublin, 18. Totem, 21. Uta, 23. Besen, 25. Rest, 27. Eger, 30. Gera, 31. Osmin, 34. Ionen, 36. Rute, 38. Gel, 40. Asbest, 42. Ute, 44. Ebene, 47. Aster, 49. Erl, 51. Anorak, 53. Lid, 55. Eule, 58. Order, 59. Unter, 61. Laut, 64. Mark, 67. Saal, 69. Isere, 71. Erk, 73. Umbra, 76. analog, 78. Altin, 79. Hel, 80. Gene. 81. Orangen, 82. Elektron. — **Senkrecht:** 1. Morse, 2. Nelke, 3. treu, 4. Orla, 5. neu, 6. Iller, 7. Vene, 8. Ast, 9. Tat, 10. Name, 11. Etat, 13. Abbe, 17. Isar, 19. Olm, 20. Em, 22. Tante, 24. Not, 26. Spa, 28. Gas, 29. Ries, 30. Gnu, 32. See, 33. Irene, 35. Osten, 37. Uhr, 38. Ger, 39. Lek, 40. All, 41. Bad, 43. Tal, 45. Bader, 46. Norm, 48. Ree, 50. Lot, 52. Ahr, 54. Ina, 56. Uri, 57. Elen, 59. Ulm, 60. Tor, 62. Arago, 63. Uele, 65. Alter, 66. Kanon, 67. Silo, 68. Aula, 70. Salz, 71. Egel, 72. Kalk, 74. Bug, 75. Ahn, 77. one.



ЗНАМЕНОСЕЦ



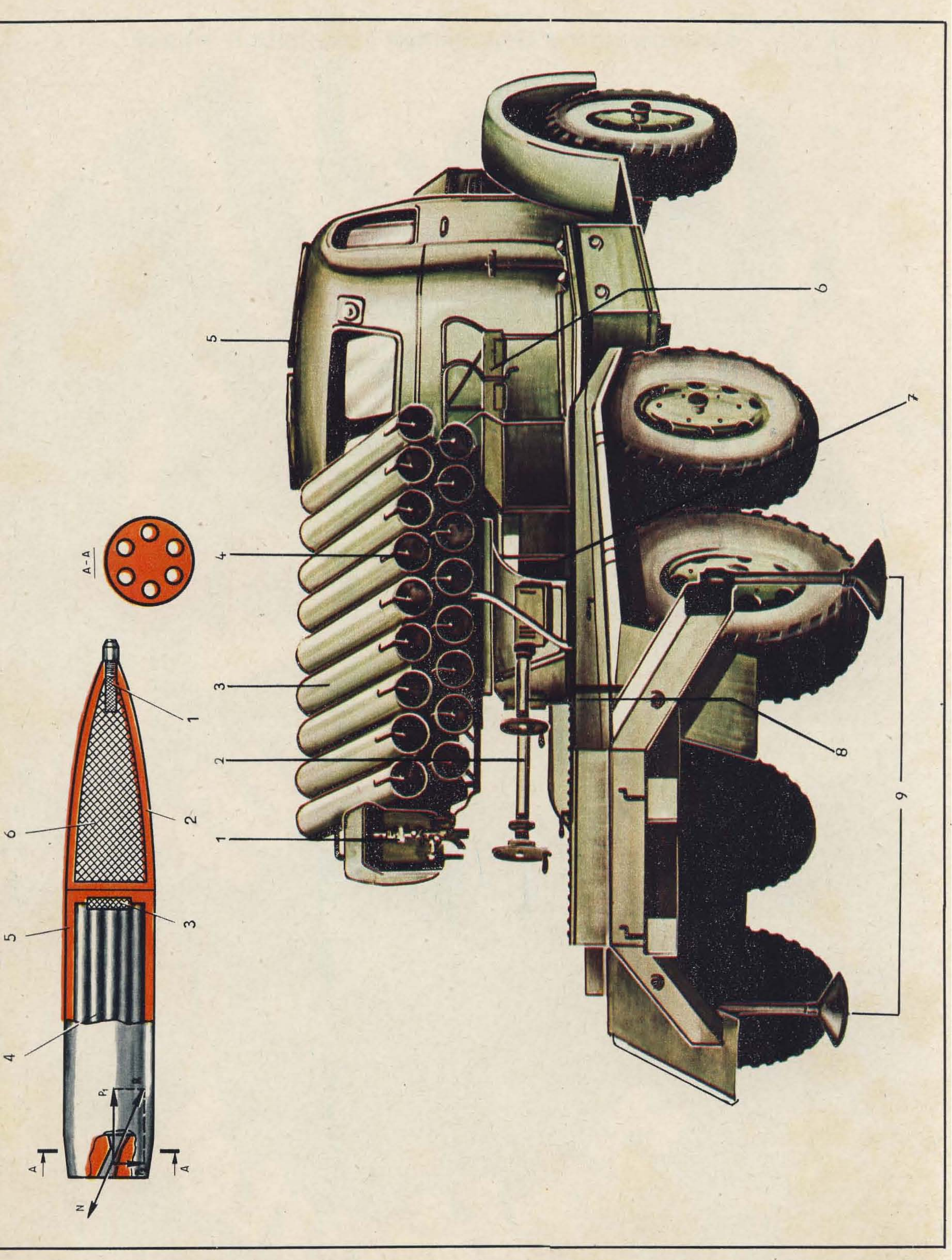
Technik-Porträt

Der Clou der Artilleriebewaffnung der Roten Armee in den Jahren des Großen Vaterländischen Krieges waren die Salvengeschütze, auch Mehrfachwerfer genannt, die bereits im Juli 1941 zum Einsatz kamen. „Katjuscha" tauften sie die sowjetischen Artilleristen.
Die Geschoßwerfer bewährten sich in zahlreichen Schlachten und stellten besonders bei der Bekämpfung von Flächenzielen ihre ausgezeichneten Eigenschaften unter Beweis. Darin liegen die Gründe für die breite Weiterentwicklung dieser wirkungsvollen Waffe nach dem Kriege. Die sowjetische Verteidigungsindustrie entwickelte aus der legendären „Katjuscha" des zweiten Weltkrieges eine Reihe neuer Typen, die die Parameter der alten BM-13 (militärische Bezeichnung des ersten Geschoßwerfers) weit übertreffen. Es entstanden die BM-14, BM-20, BM-28 und andere.
Die BM-14-17 aus der Familie der sowjetischen Salvengeschütze, die 17 turboreaktive Geschosse, Kaliber 140 mm, innerhalb von 10 Sekunden abfeuern kann, stellen wir heute vor. Erstmals wurde die BM-14, damals noch mit 16 Rohren, 1954 der Öffentlichkeit vorgeführt. In dieser Variante waren zwei Reihen mit je acht Rohren übereinander angeordnet. Die weiter vervollkommnete Variante hat in der oberen Reihe neun Rohre, so daß sich die Feuerkraft um ein Geschoß pro Salve erhöhte (deshalb BM-14-17). Sie ist der unmittelbare Nachfolgetyp der BM 13. Sie ist auch das erste System mit glatten Rohren anstelle der Startschienen. Ermöglicht wurde dieser Aufbau durch die Verwendung drallstabilisierter Geschosse, d. h. von Geschossen, die keine Stabilisatoren (Leitflächen) haben.
Der Werferteil, die Rohre, Richtmechanismen und drehbare Lafette sind nach erprobter Weise auf einen geländegängigen LKW aufgesetzt. Dadurch sind die Geschoßwerfer sehr manövrierfähig. Sie können überraschend das Feuer aus unterschiedlichen Richtungen führen, schnell den Stellungswechsel vornehmen und ein relativ hohes Marschtempo anschlagen. In der Feuerstellung werden die auf dem Fahrerhaus angebrachten Metallblenden vor die Scheiben des Fahrzeugs geklappt, um Beschädigungen beim Schießen vorzubeugen. Die Abfeuerung geschieht elektrisch. Im Fahrerhaus befindet sich der Zündgeber, der vom Fahrer bedient wird. Die übrigen Mitglieder der Bedienung halten sich während der Feuerführung in der Deckung auf.

1 — Zieleinrichtung
2 — Seitenrichtmaschine
3 — Abschußeinrichtung mit 17 Rohren
4 — Zündkontakte
5 — Metallblenden, abklappbar
6 — Plätze der Bedienung auf dem Marsch
7 — Drehkranz der Lafette
8 — Höhenrichtmaschine
9 — Tellerstützen

Schema des turboreaktiven Geschosses
1 — Zünder
2 — Gefechtskopf
3 — Brennzünder
4 — Raketentreibsatz (fest)
5 — Brennkammer
6 — Ladung
N — Austrittsöffnung der Gase
R — reaktive Kraft
P_1 — vorwärtsgerichtete Bewegungskraft
P_2 — Dreh (Drall)richtung

GESCHOSSWERFER BM-14-17



Liebgewordene Gewohnheit einer duften Truppe

Der Griff zur Hantel

Was war denn da bloß los? Aus einer Soldatenstube der Batterie Diedrich drangen recht ungewöhnliche Geräusche. Das ächzte und schnaufte und stöhnte. Und dann plötzlich ein Krachen, als ob ein Spind umgestürzt wäre, begleitet von einem vielstimmigen Aufschrei. Major Diedrich riß die Tür auf. Das „Achtung!" kam viel zu spät. Weder die beiden Kampfhähne, die sich auf dem Boden wälzten, noch die Zuschauer dieses Ringkampfes hatten den „Chef" rechtzeitig bemerkt. Kein Wunder, bei dieser Stimmung. Aber so ging's freilich nicht. Die ganze Truppe hatte auch sofort ihren Rüffel weg. Falscher Ort, kalter Fußboden und so.
„Aber nun macht mal Platz!"
Der Batteriechef rückte den Tisch etwas zurecht, nahm zweimal Schwung und setzte auch schon im Schlußsprung drüber.
„Nur damit ihr nicht glaubt, ich habe etwas gegen Sport..."
Noch nach Monaten erzählt man sich schmunzelnd diese kleine Episode in der Batterie. Gern wird sie als die Geburtsstunde regelmäßigen sportlichen Trainings bezeichnet. Die „wilden" Ringer fühlten sich nämlich etwas an ihrem Ehrgeiz gekitzelt. Was unser Major schafft, das müßten wir doch auch...
Und so übten sie Schlußsprünge, mit offizieller Erlaubnis.
Aber dabei blieb es nicht. Bald fanden sich auch noch andere sportliche Interessengemeinschaften zusammen. Der Batteriechef war nicht nur Schlußsprungspezialist, er half auf jedem Sportgebiet. Und auch die Partei-, die FDJ- und die Sportgruppenleitung zogen mit.
Heute ist Freizeitsport in der Batterie Diedrich beinahe selbstverständlich. Soldat Uhle entdeckte hier seine Liebe zum Sport, und er ist nicht der einzige, der mitbekommen hat: Leicht ist der Dienst als Artillerist nicht, aber durchtrainiert schafft es jeder.



Major Diedrich war mit seinem Mutsprung nicht nur Geburtshelfer dieser sportlichen Aktivitäten, er ist heute auch noch dort zu sehen, wo sich seine Soldaten in der Freizeit „schaffen". Da taucht er plötzlich beim Judotraining auf, überrascht wieder mal die Ringer (die nun richtig trainieren), oder er zeigt den Leichtathleten und Kraftsportlern ein paar Kniffe. Die Volleyballmannschaft leitet er regelmäßig an. Sie wurde Meister des Truppenteils. Der ehemalige aktive Sportler und langjährige Sportoffizier läßt sich eben nicht verleugnen. Unteroffizier Reiner Linke spricht für die ganze Truppe:
„Unser ‚Chef' ist große Klasse. Wir müssen

Fortsetzung auf Seite 95

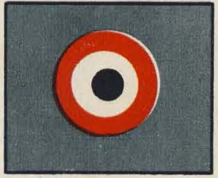
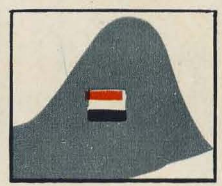
Nationalitätenkennzeichen an Militärflugzeugen (IV)



Italienische Republik




Japan

Jemenitische Arabische Republik




Haschemitisches Königreich Jordanien



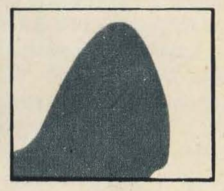

Sozialistische Förderative Republik Jugoslawien



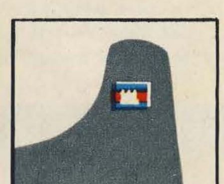

Vereinigte Republik Kamerun



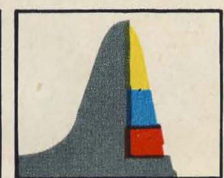

Kanada

Republik Kenia

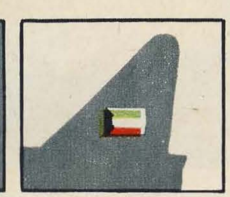
Republik Khmer

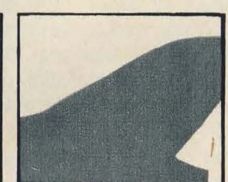
Republik Kolumbien




Republik Kuba

Staat Kuweit

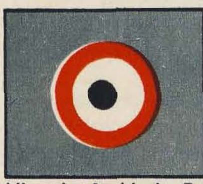
Koreanische Volksdemokratische Republik




Königreich Laos



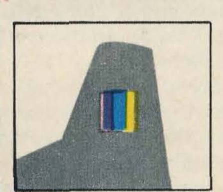

Republik Libanon



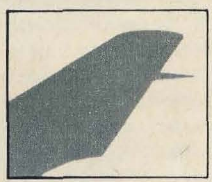

Libysche Arabische Republik




Republik Madagaskar

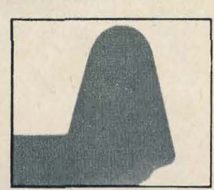
Förderation Malaysia

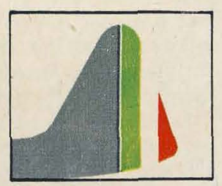
Republik Mali




Königreich Marokko

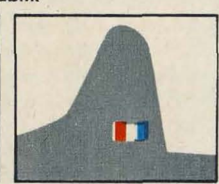
Islamische Republik Mauretanien

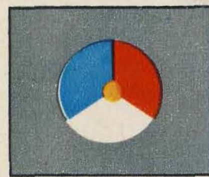
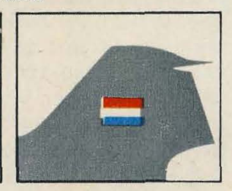
Vereinigte Mexikanische Staaten



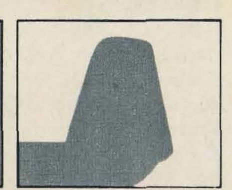

Mongolische Volksrepublik

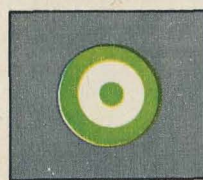
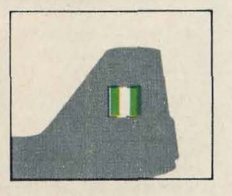
Königreich der Niederlande

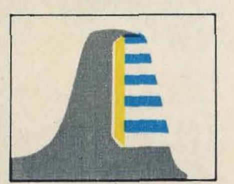
Neuseeland

Republik Niger

Bundesrepublik Nigeria

Republik Nikaragua

Fortsetzung von Seite 91

zwar bannig ran, und er läßt sich nicht die Taschen vollhauen. Dazu kennt er jeden von uns zu gut. Aber es macht Laune bei ihm. Er hat eine tolle Einstellung zum Sport. Und das haben wir bei ihm gelernt: daß wir durch Training mehr leisten können, und daß das gemeinsame Üben den Kollektivgeist fördert. Ohne Sport? Ich glaube, wir würden uns nicht so wohl fühlen."

Und was meint Major Diedrich selbst zu diesem Lob?

„Na ja", schwächt er erst einmal ab, „Sport macht mir eben Spaß und entspannt mich. Aber davon abgesehen — das Vorbild des Kommandeurs ist schon wichtig. Und das fällt mir mit meinen vierundvierzig Jahren nicht immer leicht. Da heißt es trainieren, sich oft selbst überwinden. Dann kann ich auch überzeugender argumentieren. Und das gerade ist doch wichtig. Ich halte mich an den Grundsatz: Wenn der Kopf klar ist, wissen die Hände, was sie tun sollen."

In seiner Batterie wissen das die meisten. Imponierend, wie die „Neuen" von den „alten Hasen" sprechen, wie sie sich gegenseitig ergänzen. So stellt man sich ein verschworenes Kampfkollektiv vor. Natürlich gibt es auch bei ihnen Ecken und Kanten. Als sich zum Beispiel zwei Genossen eine „Fünf" in der Schutzausbildung einhandelten, waren alle tüchtig sauer. Von Stund an übten die beiden unter strenger kameradschaftlicher Kontrolle, so daß sie jetzt beinahe mit verbundenen Augen die Norm schaffen.

Dann kam eine besondere Prüfung für die ganze Batterie: der Härtetest. 30 Minuten Krafttraining, 1000-Meter-Lauf, 15-Kilometer-Eilmarsch, davon 6 Kilometer unter der Schutzmaske, Sturmbahn. Ein Kanten ist das!

Die Artilleristen halten sich bombig. Aber beim Eilmarsch wird doch einer schwach. Die MPi wird immer schwerer, der Stahlhelm drückt, die Füße brennen. Er bleibt hinter den anderen zurück. Aber es darf keinen Ausfall geben. Major Diedrich, der mit seinen Genossen marschiert, läßt sich ebenfalls zurückfallen. Er versucht den Soldaten „aufzumöbeln", nimmt ihm schließlich Waffe und Helm ab. Gemeinsam schaffen sie wieder den Anschluß.

Das Ergebnis des Härtetests? Note eins und Beste des Truppenteils.

Es hat sich inzwischen im Truppenteil herumgesprochen, daß die Batterie Diedrich fast alle sportlichen (und auch militärischen!) Vergleiche gewinnt.

„Unsere ‚Chefs' müßten sich mal umsehen, wie die's beim Diedrich machen", hört man in der Einheit Dobrochoski. „Bei uns gibt's doch meist bloß Hau-Ruck-Aktionen vor MKE-Überprüfungen. Aber in der Freizeit wird kein Sport organisiert. Keiner fühlt sich verantwortlich."

Da müßte sich doch jemand finden! Gibt's bei ihnen keine Sportgruppenleitung? Und was tut die FDJ?

Außerdem: Was die Diedrichs machen, das ist keine Geheimaktion. „Jeder kann sich das ansehen, und Nachmachen ist durchaus erlaubt", ist die selbstverständliche Meinung in der Batterie.

Sie jedenfalls wollen ihren Sport nicht mehr missen. Der „Griff zur Hantel", sozusagen als Oberbegriff für jede sportliche Betätigung in der Freizeit, ist fast der ganzen Truppe zur liebgewordenen Gewohnheit geworden.

Daraus sind sie ebenso stolz, wie auf ihre „Einsen" in der militärischen Körperertüchtigung und in der Gefechtsausbildung, wie auf den Soldaten Fritz Westphal, den „Stärksten Mann" des Truppenteils, oder auf Klaus-Günter Adam, ihren Schachmeister.

Leutnant d. R. Bernd Egert

Militärverlag der DDR (VEB)-Berlin · Redaktion „Armee-Rundschau", Chefredakteur Oberst Karl Heinz Freitag · Postanschrift: 1055 Berlin, Storkower Straße 158, Postfach 46130, Telefon 5307 61 · Lizenz-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates · Auslandskorrespondenten Oberst W. G. Radtschenko, Oberst E. A. Udewitschenko, Moskau; Oberstleutnant A. Kolotziejczyk, Warschau; Oberst J. Schaulow, Sofia; Major J. Cerveny, Prag; Major E. Kutas, Budapest; Oberstleutnant I. Capet, Bukarest · „Armee-Rundschau" erscheint monatlich · Preis: 1,— M · Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für unverlangt eingesandte Unterlagen keine Gewähr · Bezugsmöglichkeiten: In der DDR über Deutsche Post und NVA — Buch- und Zeitschriftenvertrieb (VEB) — Berlin, 102 Berlin, Rungestraße 20, in den sozialistischen Ländern über den jeweiligen Postzeitungsvertrieb · In allen übrigen Ländern über den internationalen Buch-Zeitschriftenhandel und den volkseigenen Außenhandelsbetrieb Buchexport Volkseigener Außenhandelsbetrieb der Deutschen Demokratischen Republik, DDR — 701 Leipzig, Leninstraße 16 — Postfach 160 · Alleinige Anzeigenannahme DEWAG-Werbung Berlin, 1054 Berlin, Hauptstadt der DDR, Wilhelm-Pieck-Straße 49, Fernruf: 2 26 27 15, und alle DEWAG-Betriebe und Zweigstellen der Bezirke der DDR · Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 4 · Fotosatz Neues Deutschland Berlin Reproduktion und Druck: Berliner Druckerei, 102 Berlin, Dresdener Str. 43 · Gestaltung: Horst Scheffler · Printed in GDR

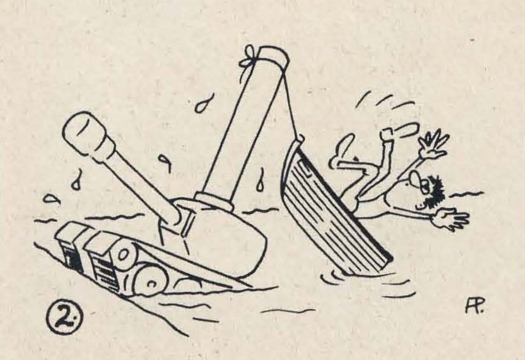
Redaktionsschluß dieses Heftes: 19. 12. 1973

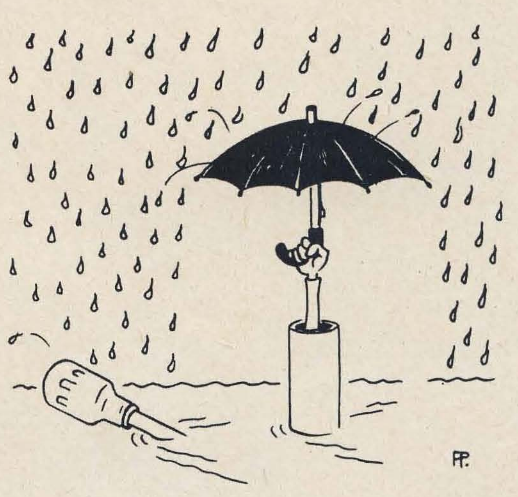
Fotos: Gebauer (13), Titel, S. 26, 28, 29, 60, 61, 62, 63, 64; Uhlenhut (10), S. 10, 11, 14, 15, 20, 48, 49; Semeljak (2), S. 4, 80, 81; Udowitschenko (3), S. 83, 84; Nowosti (1), S. 5; Leher (2), S. 6, Rücktitel; Klöppel (1), S. 7; DEFA (1), S. 19; Pawelec (1), S. 21; Ender (1), S. 35; ZB (8), S. 39, 58, 59, 72, 73, 74, 75; Archiv (5), S. 38, 68, 69; Tessmer (2), S. 68; Lostschilow (1), S. 82, 83; Jorsch (1), S. 85; Söllner (1), S. 87; MBD (1), S. 88; Ebert (2), S. 90, 91; Pätzer (1), S. 82, 83.

›Verwässert‹

von Achim Purwin









31 036

Rendezvous mit

Regina Thoss